

Lokale Ökonomien in peripherisierten ländlichen Räumen

Ethnografische Sondierungen in Kohoutov/Tschechien

Das Ende des Sozialismus veränderte in vielen landwirtschaftlich geprägten Regionen Mittel- und Osteuropas die lokalen Arbeitsmärkte grundlegend: Die Bedeutung der Landwirtschaft als Arbeitgeberin ging zurück; viele Menschen mussten sich in neuen beruflichen Feldern orientieren, während diese zugleich eine umfassende Transformation durchliefen.¹ Wo freigesetzte Arbeitskräfte nicht in ausreichendem Maße vor Ort aufgefangen werden konnten, war und ist der Zugang zu Erwerbsarbeit mitunter nur durch Abwanderung oder die Inkaufnahme langer Anfahrtswege möglich. Derartige arbeitsbezogene Mobilitätsstrategien machen nicht nur neue Arrangements im Familien- und Alltagsmanagement notwendig. Sinkende Einwohnerzahlen und die Ausweitung des Berufspendlerturns wirken auch auf die Gestaltungsspielräume der betroffenen Kommunen und die gesellschaftlichen Teilhabechancen ihrer Bevölkerung zurück. Denn entleeren sich Dörfer, geht häufig auch die Versorgung mit Dienstleistungen zurück und sinken kommunale Einnahmen. Überalterung, soziale Fragmentierung und eine mitunter schwierige sozioökonomische Lage der weniger mobilen Bewohner und Bewohnerinnen² sind weitere Begleiterscheinungen.³

Hinsichtlich der Frage, mit welchen Kategorien derartige Räume beschrieben und untersucht werden können, warnt Keim (2006) vor Begriffen wie »Randständigkeit«

1 Zur Transformation der Arbeit im Postsozialismus vgl. Klaus Roth (Hg.), *Arbeitswelt – Lebenswelt. Facetten einer spannungsreichen Beziehung im östlichen Europa*, Berlin 2006. Zur Entwicklung des tschechischen Agrarsektors nach 1989 vgl. Zdenek R. Nespor, »The Son Has Ploughed«, But a Foreign Son. Five Case Studies on Transformation Strategies in Czech Agriculture after 1989, in: *Sociologicky casopis/Czech Sociological Review* 42 (2006) H. 6, S. 1171–1194.

2 Im Weiteren wird aus stilistischen Erwägungen nur die männliche Bezeichnung verwendet.

3 Zur Alltagsbewältigung in von Arbeitslosigkeit betroffenen ländlichen Gemeinden vgl. u. a. Leonore Scholze-Irrlitz (Hg.), *Perspektive ländlicher Raum: Leben in Wallmow/Uckermark* (Sonderheft der Berliner Blätter – Ethnographische und ethnologische Beiträge, Bd. 45), Münster u. a. 2008; Christine Nebelung, *Pragmatismus und Visionen. Eigenarbeit in der ostdeutschen ländlichen Gesellschaft* (Berliner Ethnographische Studien, Bd. 13), Berlin 2007.

und »strukturschwache Räume«. ⁴ Sie seien insofern irreführend, als dass »mit ihnen eine Art von Zustand, von persistenter Gegebenheit suggeriert« werde. ⁵ Beetz (2008) kritisiert darüber hinaus, dass viele EU-Programme ihre Entscheidungen, welche Gebiete besonders zu fördern seien, überwiegend an geografischen Merkmalen festmachen: »Es überwiegt ein territoriales Raumverständnis in dem Sinne, dass vor allem die Eigenschaften von Räumen erfasst werden und diese sehr schnell mit ›natürlichen‹ Kategorien wie ländlich, entlegen oder dünn besiedelt in Zusammenhang gebracht werden«. ⁶ Der Begriff der Peripherisierung, dem in dieser Arbeit der Vorzug gegeben wird, geht über derartige statische und naturalisierende Konzepte hinaus. Als dynamischer und konstruktivistischer Begriff bezieht er »die Genese räumlicher Ordnungen und die damit verbundene Definitionsmacht« ⁷ ein: »Peripherisierung beschreibt [...] nicht nur die sozioökonomischen Entwicklungen in einer Region, sondern auch die Handlungsfähigkeit gesellschaftlicher Akteure und Institutionen. Peripherien verlieren in wichtigen gesellschaftlichen Bereichen Handlungsspielräume, nämlich die Lebensqualität und -chancen ihrer Bevölkerung ausreichend zu sichern. Peripherisierung beschreibt eine sozialstrukturelle Entwicklung und gleichzeitig deren Wahrnehmung und Etikettierung.« ⁸

Mithilfe des Konzepts der Peripherisierung als »sozial-räumliche[m] Prozessbegriff« ⁹ können ethnografische »Nahaufnahmen« des Alltags in geschrumpften ländlichen Gemeinden dazu beitragen, ein Verständnis davon zu entwickeln, wie die lokale Bevölkerung ihre Einbindung in spezifische Strukturgegebenheiten und Entwicklungsdynamiken erlebt und wie sie deren Folgen individuell und kollektiv bewältigt: Welche Handlungsoptionen stellen sich Menschen, die dem Abwanderungsdruck nicht nachgeben oder sich zum Zuzug in derartige Regionen entscheiden? Drohen Dörfer mit einem stark reduzierten lokalen Arbeitsmarkt zu Räumen zu werden, »wo eine Ordnung des Lebens abgebrochen, ruiniert oder zerstört worden ist, ohne dass daraus Anknüpfungspunkte für etwas anderes entstanden wären«? ¹⁰ Inwiefern bringen die Veränderungen

4 Karl-Dieter Keim, Peripherisierung ländlicher Räume. Essay, in: Aus Politik und Zeitgeschichte H. 37 (2006), S. 3–7, hier S. 3.

5 Ebd.

6 Stephan Beetz, Peripherisierung als räumliche Organisation sozialer Ungleichheit, in: Eva Barlösius/Claudia Neu (Hg.), Peripherisierung – eine neue Form sozialer Ungleichheit?, Berlin 2008, S. 7–16, hier S. 14.

7 Ebd., S. 15.

8 Ebd., S. 11.

9 Keim, Peripherisierung (wie Anm. 4), S. 3.

10 Heinz Bude, Ein natürliches Experiment, in: Ders. u. a. (Hg.), ÜberLeben im Umbruch. Am Beispiel Wittenberge: Ansichten einer fragmentierten Gesellschaft, Hamburg 2011, S. 13–30, hier S. 16.

auch Chancen hervor, neue Formen der Gestaltung des eigenen und des kommunalen Lebens zu erproben und Peripherisierungsdynamiken bzw. -erfahrungen abzuschwächen oder zu durchbrechen?

Der Aufsatz greift diese Problematik am Beispiel der tschechischen Gemeinde Kohoutov auf. Das Dorf im ehemaligen ›Sudetengebiet‹ ist seit mehr als einem halben Jahrhundert von Schrumpfungs- und Abwanderungsprozessen geprägt. Nachdem seit 1989 beinahe alle lokalen Arbeitsplätze verloren gingen, entwickelte sich Kohoutov zu einem Pendlerdorf, dessen Bevölkerung zunächst weiter zurückging. Dennoch ist die Arbeit keineswegs vollständig aus dem Ort verschwunden – Kleinstunternehmen entstanden, die Subsistenzlandwirtschaft ist verbreitet, Freizeitangebote werden in Eigenarbeit organisiert. Ausgehend von drei lokalen Kleinstunternehmen wird im Folgenden exemplarisch untersucht, welche Bedeutung am Wohnort »selbst initiierten Arbeitsformen«¹¹ für die oben skizzierten Fragen zukommt. Kann lokale Arbeit, die sich jenseits von Normalerwerbsarbeit im Sinne eines »unbefristeten sozialversicherungspflichtigen existenzsichernden Vollzeitbeschäftigtenverhältnis[es]«¹² vollzieht, dazu beitragen, der Peripherisierung des Ortes entgegenzuwirken?

Bislang sind nur äußerst wenige Studien erschienen, die die Gestalt und die Auswirkungen des postsozialistischen Strukturwandels im ländlichen Raum der Tschechischen Republik aus einer akteurszentrierten Perspektive untersuchen. Die vorhandenen Arbeiten aus dem Bereich der Volkskunde und ihrer Nachfolgedisziplinen beschränken sich auf Regionen und einzelne Dörfer, die nach 1989 keine nennenswerten Schrumpfungsdynamiken erlebt haben und deren wirtschaftliche Lage vergleichsweise günstig ist.¹³ Die hier vorgenommene Untersuchung ist daher als eine Sondierung des Themas für den Kontext langjährig peripherisierter Gemeinden der Tschechischen Republik zu verstehen.

Dabei muss die Kategorisierung Kohoutovs als ein ›postsozialistisches‹ Feld durchaus

11 Nebelung, Pragmatismus (wie Anm. 3), S. 20.

12 Ove Sutter, »Da haben wir halt schon angefangen mit den prekären Arbeitsverhältnissen.« Selbstbiographisierendes Sprechen über Erwerbsmobilität – Praxis der Subjektivierung in prekären Arbeitsverhältnissen?, in: Irene Götz u. a. (Hg.), Mobilität und Mobilisierung. Arbeit im sozioökonomischen, politischen und kulturellen Wandel. Frankfurt/M./New York 2010, S. 225–242, hier S. 226.

13 So etwa Bohuslav Salanda, *Ceska vesnice Siroky Dul* [Das böhmische Dorf Siroky Dul], Kolin 2008, sowie Haldis Haukanes, *Velka dramata – obycejne zivoty*. Postkomunisticke zkusenosti ceskeho venkova [Große Dramen – gewöhnliche Leben. Postkommunistische Erfahrungen des tschechischen ländlichen Raums], Prag 2004. Für einen kurzen Überblick über die tschechische Gemeindeforschung vgl. Petr Skálik, *Anthropology of Europe and Community Re-Studies: Proposal for a New Concerted Research Initiative*, in: Timothy McCajor Hall/Rosie Read (Hg.), *Changes in the Heart of Europe. Recent Ethnographies of Czechs, Slovaks, Roma and Sorbs*, Stuttgart 2006, S. 313–337.

problematisiert werden. Denn neue Peripherien und schrumpfende Regionen entstehen – etwa im Zusammenhang mit Deindustrialisierungsprozessen – auch in ›westlichen‹ Ländern.¹⁴ Auch hinsichtlich der Gestalt und Transformation von Erwerbsarbeit ist ein gemeinsamer Problemdruck in hochindustrialisierten Gesellschaften festzustellen.¹⁵ Zugleich ist davon auszugehen, dass die im Sozialismus installierten sozialen und kulturellen Ordnungen bis in die Gegenwart eine hohe Prägestkraft ausüben. Dies legt die Annahme nahe, dass in den ehemals sozialistischen Gesellschaften noch immer spezifische Antworten und Sichtweisen auf die strukturellen Veränderungen gefunden werden. An dem empirischen Material aus Kohoutov – erhoben zwei Jahrzehnte nach Ende des Sozialismus – wird daher zu klären sein, inwiefern die Erfahrung des Sozialismus und des Beginns der postsozialistischen Transformation gegenwärtig lokale soziale Praxen und Deutungen mitbestimmt: »Der Begriff postsozialistisch, auch wenn er inzwischen eine zunehmend mythische Färbung annimmt, wird so lange relevant bleiben wie die Ideale, Ideologien und Praktiken des Sozialismus für das Verständnis der gegenwärtigen Lage den betroffenen Menschen als Bezugspunkt dienen.«¹⁶

Methodisches Vorgehen

Die Analyse basiert auf empirischem Material, das ich für meine Masterarbeit während einer mehrmonatigen Feldforschung in Kohoutov erhoben habe.¹⁷ Ich lebte direkt im Ort und versuchte durch teilnehmende Beobachtung und leitfadengestützte Interviews, die Lebenswelten der Menschen vor Ort kennen- und verstehen zu lernen. Zusätzlich zog ich Zeitungsberichte, Statistiken und amtliche Veröffentlichungen heran. Zugang zu den lokalen Akteuren erhielt ich anfangs primär in öffentlichen und halböffentlichen Räumen: Ich saß allabendlich in der Gaststätte, war regelmäßig Kundin im Gemischt-

14 Für eine Fallstudie, die sowohl west- als auch osteuropäische Peripherisierungsprozesse in den Blick nimmt vgl. Andreas Willisch (Hg.), Wittenberge ist überall. Überleben in schrumpfenden Regionen, Berlin 2012.

15 Vgl. Götz u. a. (Hg.), Mobilität (wie Anm. 12).

16 Chris Hann, Vorwort, in: Ders. (Hg.), Postsozialismus. Transformationsprozesse in Europa und Asien aus ethnologischer Perspektive, Frankfurt a. M./New York 2002, S. 7–10, hier S. 7. Zur Debatte um die Gültigkeit des Postsozialismusbegriffs vgl. Asta Vonderau, Leben im ›neuen Europa‹. Konsum, Lebensstile und Körpertechniken im Postsozialismus, Bielefeld 2010, S. 22–28.

17 Die stationäre Feldforschung fand zwischen August 2007 und April 2008 statt; in dieser Zeit stand mir eine Einraumwohnung in der Mitte des Dorfes zur Verfügung. Insgesamt hielt ich mich in diesem Zeitraum rund 125 Tage im Dorf auf. Hinzu kamen mehrere kürzere Aufenthalte von je 2–5 Tagen bis zum Frühjahr 2009.

warenladen und nahm an Kultur- und Sportveranstaltungen teil. Täglich lief ich die einzige Straße des Ortes ab, ich besuchte Gemeindeversammlungen, die Bibliothek, die Krabbelgruppe und den Korbflechtezirkel. Schrittweise erweiterten sich meine Zugangsoptionen und Informantenkreise: Ich wurde zu privaten Besuchen eingeladen, konnte Erzeugnisse lokaler Kleinstbauern kaufen und v. a. Frauen zogen mich in ihre Klatsch- und Gartenzaungespräche mit ein. Meine Informanten stellten mich – meist beiläufig im alltäglichen Umgang, manchmal auch gezielt oder auf meine Bitte hin – regelmäßig weiteren Personen vor. So kamen Kontakte mit weiten Teilen der lokalen Bevölkerung sowie mit anderen Nutzern des Dorfs zustande.¹⁸

Ebenso wenig wie das Feld auf seine offiziellen Bewohner reduziert werden kann, darf Kohoutov auch nicht als eine »Gemeinschaft des Ortes«¹⁹ festgeschrieben und unterstellt werden, dass geteilter physischer Raum kollektive Identität, gemeinsame Interessen oder nachbarschaftliche Solidarität hervorbringt. Entsprechend verstehe und betrachte ich Kohoutov nicht als »natürliche Ortsgemeinschaft«, die durch Peripherisierungs- und Transformationsprozesse »bedroht« ist, sondern werde den Ort »als eine Arena annehmen, in der sich die Bedeutungswelten verschiedener Menschen kreuzen und neue Bedeutungen ausgehandelt werden.«²⁰ Mein Blick auf die Wechselwirkungen zwischen Peripherisierungstendenzen und selbstgeschaffener Arbeit bezieht daher auch Akteure wie Wochenendsiedler, Touristen und Bewohner der Nachbardörfer ein.

Eine Feldforschung in einem fremdsprachlichen Umfeld durchzuführen, stellt besondere Anforderungen an die sprachliche Kompetenz des Forschenden, sowohl bei der Erhebung des Materials als auch bei dessen Interpretation und Übersetzung. Zum Zeitpunkt der Feldforschung beherrschte ich die tschechische Sprache auf einem kommunikativ sehr guten Niveau, da ich bereits sechs Jahre lang Sprachkurse absolviert hatte und zwei längerfristige Aufenthalte in Tschechien hinter mir lagen. Es war mir daher möglich, sämtliches Material ohne Sprachmittler in der Landessprache zu erheben. Wagner (2011) betont jedoch, dass »sich das Erlernen einer Sprache nicht nur auf die Sprachkenntnisse im Sinne von Englisch, Deutsch etc. reduziert, sondern auch den Bedeutungsgehalt in einem bestimmten sozialen Kontext umfasst.«²¹ Bei der Interpre-

18 Wenig Kontakt bestand zu besonders mobilen Personen, die ihre Freizeitaktivitäten und Sozialbeziehungen nach außen verlagert haben. Auch blieben mir manche Interaktionsräume, die vorwiegend von männlichen Akteuren genutzt wurden, fast völlig verschlossen. Dazu gehört u. a. eine informelle Autowerkstatt und eine halböffentliche Bierschänke.

19 Ferdinand Tönnies, *Gemeinschaft und Gesellschaft*, Leipzig 1935, S. 15.

20 Johannes Moser, *Gemeindeforschung in der Spätmoderne*, in: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 98 (2002), S. 295–315, hier S. 307.

21 Mathias Wagner, *Die Schmugglergesellschaft. Informelle Ökonomien an der Ostgrenze der Europäischen Union*, Bielefeld 2011, S. 341, FN 61.

tation des erhobenen Materials sei darum »ein Verständnis über Inhalte, Formen und Bedeutungen aus dem Alltagszusammenhang hinaus« notwendig, welches insbesondere durch (teilnehmende) Beobachtung gewonnen werden könne.²² In Kohoutov baute ich mir ein solches Wissen durch informelle Gespräche und alltägliche Interaktionen in den oben beschriebenen sozialen Räumen und Situationen auf. Das reflektierte Einleben in die lokale Kultur war ein zentrales Mittel, um die Bedeutung der Interviewaussagen möglichst adäquat zu erfassen und eine Übersetzung ins Deutsche vornehmen zu können, die Verzerrungen und Unschärfen gering hält. Bei der Auswertung des Materials zog ich die tschechischen Originaltranskripte der Interviews heran, die ich eigenständig angefertigt habe. Erst in einer sehr späten Phase der Vertextlichung übertrug ich die hier zitierten Interviewpassagen ins Deutsche, wobei ich bei Unsicherheiten tschechische Muttersprachler mit sehr guten Deutschkenntnissen konsultierte.²³

Im Feld in einer anderen als der Muttersprache zu kommunizieren, eröffnet bei allen methodischen Herausforderungen auch spezifische Zugangschancen. Meine grammatikalischen Fehler, das gelegentliche Suchen nach Worten und mein relativ ausgeprägter Akzent, der meine »spezielle Form von Fremdheit«²⁴ bei jeder verbalen Kommunikation aufs Neue aktualisierte, ermöglichten mir eine besondere Art von »Narrenfreiheit«. So war es mir stärker als anderen »Ortsfremden« erlaubt, Nachfragen zu stellen und meine Gesprächspartner darum zu bitten, ihre Äußerungen genauer darzustellen. Paradoxerweise reduzierte die Kommunikation in einer Fremdsprache meine »Angst vor dem Feld«²⁵, denn gegenseitige Irritationen konnte ich mitunter mit Verweis darauf erklären, dass ich da wohl etwas *verbal* nicht richtig verstanden habe. Als entsprechend groß erlebte ich die Bereitschaft, mir das Gesagte erneut zu erläutern, wobei nicht selten weitere aufschlussreiche Bezüge hergestellt wurden. Nachfragen über die Umstände und Motivation meines Spracherwerbs sowie Erzählungen von Arbeits- und Urlaubsaufenthalten in der damaligen DDR wurden zu einem viel genutzten Mittel erster Annäherungen, bei denen meine Gegenüber die Initiative ergriffen. Als tschechisch sprechende, städtisch sozialisierte Deutsche ohne familiäre Anbindung an die Region wurde ich als Kuriosität betrachtet, über die gerätselt, gestaunt und kommuniziert wurde. Aus den oft in selbstironischer, manchmal provokativer Form geäußerten

22 Ebd., S. 341f.

23 Abgesehen von den drei Kleinstunternehmerinnen, deren Klarnamen ich mit Einverständnis der Betroffenen nenne, wurden alle anderen Personen, deren Aussagen ich in diesem Text zitiere, anonymisiert. Der besseren Lesbarkeit halber verwende ich als Pseudonyme vollständige Namen.

24 Wagner, Schmugglergesellschaft (wie Anm. 21), S. 340.

25 Vgl. Rolf Linder, Die Angst des Forschers vor dem Feld. Überlegungen zur teilnehmenden Beobachtung als Interaktionsprozess, in: Zeitschrift für Volkskunde 77 (1981), S. 51–66.

Reaktionen auf meine Entscheidung, in Kohoutov (oder allgemein in Tschechien) zu forschen, erhielt ich Einblicke in die lokalen Selbstbilder und Reflexionen der Peripherisierungserfahrung, die in diesen Aufsatz eingeflossen sind.

Kohoutov schrumpft – Skizze der strukturellen Entwicklungen nach 1945

Das lang gestreckte Straßendorf Kohoutov liegt etwa 150 Kilometer nordöstlich von Prag an den Ausläufern des Riesengebirges. Der Ort befindet sich in einem landschaftlich reizvollen, dünn besiedelten Gebiet, das von vier Kleinstädten begrenzt wird. Mit seinen rund 260 Einwohnern ist Kohoutov die kleinste der insgesamt zwölf Kommunen, die das Gebiet umfasst. Aufgrund einer nahe gelegenen Schnellstraße gibt es im Ort beinahe keinen Durchgangsverkehr. Traditionelle Bauernhäuser, Nutzgärten und ein Barock-Ensemble aus Kirche, Pfarrhaus und der früheren Schule bestimmen das Ortsbild ebenso wie zwei niedrige Plattenbauten, markante Bebauungslücken entlang der einzigen Straße und die zerfallenden Hallen des ehemaligen Agrargroßbetriebs.

Sämtliche Gemeinden des Gebiets gehören zum ehemaligen ›Sudetengebiet‹ und wurden bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges vorwiegend von deutschsprachigen Personen bewohnt. Kohoutov hatte vor Ausbruch des Krieges rund 1.000 Einwohner. 1938 erfolgte die Angliederung an das Deutsche Reich, 1945/46 die Vertreibung/Zwangsaussiedlung fast aller deutschsprachigen Bewohner.

Nach Kriegsende wurde Kohoutov mit einer ethnisch und sozial heterogenen Bevölkerung neu besiedelt. Dieser Prozess verlief überaus schleppend: Bis 1955 war die Hälfte der Häuser wieder dauerhaft bewohnt, im Ort lebten nun 363 Personen. Ein Teil der nicht genutzten Häuser wurde abgetragen, die Ziegel als Baumaterial verwendet.²⁶ In den nächsten Jahrzehnten sank die Einwohnerzahl weiter; zwischen 1955 und 1989 verringerte sie sich um mehr als ein Drittel.²⁷ Mitte der 1970er Jahre wurden Schule, Friedhof, Kirche und die Fleischerei geschlossen, 1982 schloss der Kindergarten. Auch die technische Infrastruktur blieb hinter den Entwicklungen in anderen Regionen

26 Einen ähnlichen Verlauf nahm die Wiederbesiedlung anderer ländlicher Gemeinden, die wie Kohoutov eine mindere Bodenqualität aufwiesen. Vgl. dazu Andreas Wiedemann, »Komm mit uns das Grenzland aufbauen!«. Ansiedlung und neue Strukturen in den ehemaligen Sudetengebieten 1945–1952 (Veröffentlichungen der Deutsch-Tschechischen und Deutsch-Slowakischen Historikerkommission, Bd. 15), Essen 2007, S. 102 ff.

27 Typischer Abwanderungsmoment war die Hochzeit, sodass die Schrumpfung mit Überalterung einherging.

zurück. Kohoutov wurde zwar 1946 an das elektrische Netz angeschlossen, verfügte aber bis Mitte der 1990er Jahre weder über Wasserleitungen noch Kanalisation. Die lokale Agrargenossenschaft, in die alle Bauern im Zuge der Kollektivierung der Landwirtschaft ihr Land hatten einbringen müssen, wirtschaftete zunächst wenig erfolgreich. 1962 wurde sie mit dem Kohoutover ›Staatsgut‹ (statni statek) zusammengelegt. Der entstandene Agrargroßbetrieb war der einzige nennenswerte lokale Arbeitgeber. Er beschäftigte etwa 50 Prozent aller erwerbstätigen Kohoutover. Zwar konnte er seine Leistung zunehmend verbessern, der abwanderungsbedingte Mangel an Arbeitskräften blieb jedoch ein permanentes Problem. Nach dem Ende des Sozialismus wurden die Beschäftigten des Agrarbetriebs nach und nach entlassen, die landwirtschaftlichen Flächen restituiert und zu weiten Teilen an zwei Agrarunternehmen verpachtet, die außerhalb Kohoutovs angesiedelt sind und ohne lokale Angestellte auskommen. Die Abwanderung blieb ungebrems; 1997 war der Tiefstand von 201 Einwohnern erreicht. Die im Dorf verbliebenen Personen, die vormals im Agrarbetrieb beschäftigt waren, begannen zur Arbeit in die regionalen Zentren zu pendeln, wo sie nun meist außerhalb ihres erlernten Berufs beschäftigt sind. Abwanderung und der Eintritt in ein Pendlerdasein begrenzten zwar die ökonomischen Einschnitte dieser strukturellen Veränderungen. Sie trugen jedoch zur Entleerung Kohoutovs bei. Weitere Einrichtungen, wie die Post und das Gasthaus, schlossen. Auch die Anbindung an das öffentliche Nahverkehrsnetz wurde eingeschränkt – Busse fahren seitdem nur an den Wochentagen.

Neben der stetigen Abwanderung war Kohoutov in dem umrissenen Zeitraum hochgradig durch Zuzug geprägt: Um die Produktion im sozialistischen Agrarbetrieb sicherzustellen, wurden immer wieder neue Arbeitskräfte samt ihren Familien angesiedelt. Zudem wurden viele der leer stehenden Häuser schrittweise als Wochenendhäuser verkauft. Der Erwerb eines Wochenendhauses war eine im städtischen Milieu der sozialistischen Tschechoslowakei weit verbreitete Strategie, um sich eine private Gegenwelt zu schaffen, für die Anfahrtswege von zwei und mehr Stunden nicht unüblich waren. Da Wochenendhäuser häufig überaus günstig erhältlich waren, auch weil in ländlichen Regionen des ehemaligen ›Sudetengebiets‹ eine immense Anzahl nicht wiederbesiedelter oder erneut verlassener Objekte leer stand, konnten breite Bevölkerungsteile an dieser sozialen Praxis teilhaben.²⁸ Entsprechend heterogen war die Gruppe der Wochenendsiedler zusammengesetzt. Auch mehrere aus Kohoutov abgewanderte Familien nutzten

28 Schätzungen des tschechischen Sozialgeografen Ivan Bicik zufolge hatte zum Ende des Sozialismus bis zu 50 Prozent der Bevölkerung Zugang zu einem Wochenendhaus. Vgl. Ivan Bicik, *Postavení, zmeny a perspektivy druheho bydlení v Česku* [Positionen, Veränderungen und Perspektiven des zweiten Wohnens in Tschechien], in: Ders. a kol., *Druhe bydlení v Česku* [Zweites Wohnen in Tschechien], Praha 2001, S. 25–41, hier S. 32 f.

ihre Häuser im Ort als Wochenendhäuser weiter. Nach dem Ende des Sozialismus ging die Umnutzung von Wohn- zu Wochenendhäusern weiter.²⁹ Gleichzeitig wurde der Ort – auch aufgrund der gestiegenen individuellen Mobilität – nun zunehmend für Personen attraktiv, die in der dünnen Besiedlung, den niedrigen Immobilienpreisen und der ruhigen Lage Merkmale sahen, von denen sie sich eine Verbesserung ihrer Lebensqualität versprachen.³⁰ Junge Familien zogen zu und eine Reihe von Wochenendsiedlern ließ sich dauerhaft nieder. Begünstigt wurde diese Entwicklung durch die relative Nähe Kohoutovs zu Arbeitsplätzen und Dienstleistungen – wer ein Auto besitzt, kann mehrere Kleinstädte in 20 bis 45 Minuten erreichen.

Rund zehn Jahre nach dem Ende des Sozialismus drehte sich der Migrationssaldo ins Positive. Seitdem nahm die Einwohnerzahl stetig zu. Zum Ende der Feldforschung lag sie um mehr als 30 Personen über dem Stand von 1989. Im Vergleich zum Tiefpunkt 1997 lebten 63 Personen mehr im Ort.

Lokale Arbeit und Peripherisierung – Sondierungen anhand von drei Kleinstunternehmen

Im Untersuchungszeitraum gab es in Kohoutov mehrere Kleinstunternehmen, darunter eine Pension, einen Sägebetrieb, eine Metallverarbeitungsfirma, ein Keramikstudio und einen Ziegenhof. Hinzu kam der Gemischtwarenladen, der als einziges dieser Unternehmen bereits vor 1989 existierte. Im Folgenden betrachte ich die drei letztgenannten Unternehmen genauer. Da mir die Einsichten in deren interne Funktionsweise primär durch Frauen gewährt wurden, spreche ich im Folgenden von den lokalen Unternehmerinnen.

Alle drei Unternehmerinnen kamen erst nach dem Ende des Sozialismus nach Kohoutov. Zu Beginn meiner Feldforschung lebten sie seit 16, zwölf bzw. drei Jahren in Kohoutov. Da es in der Gemeinde durchaus Personen gibt, die in (Allein-)Selbstständigkeit vor Ort tätig sind und schon vor 1989 im Ort lebten, bedarf die hier vorgenommene Auswahl der Unternehmerinnen einiger Erläuterungen: Wie oben umrissen wurde, liegt eine Spezifik der geschrumpften Gemeinde in der jahrzehntelangen Gleichzeitigkeit von hoher Ab- und Zuwanderung, sowohl in der sozialistischen als auch in der postsozialistischen Phase. Insofern ist es kaum möglich, einen »objektiven« Ankunftszeitpunkt

29 Zum Forschungszeitpunkt diente rund die Hälfte aller Häuser des Dorfes als Wochenendhäuser.

30 Derartige »weiche« Zuzugsmotive hatte es bereits im Sozialismus gegeben. Nach 1989 nahm dieses Phänomen jedoch deutlich zu.

festzusetzen, ab dem eine in Kohoutov lebende Person als »neu« und nicht mehr als »alteingesessen« zu betrachten ist. Daher habe ich mich dagegen entschieden, durch den Vergleich von »neuen« und »alten« Unternehmerinnen eine derartige Dichotomie bereits durch die Wahl der Analysekategorie zu konstruieren. Ausgewählt habe ich darum die drei Unternehmen, zu denen ich das umfangreichste und vielstimmigste Material erheben konnte, sodass eine besonders dichte Ethnografie möglich wurde, die zugleich auf einer Triangulation von Beobachtungs- und Interviewdaten beruht. Zu den drei Geschäftsfrauen erhielt ich einen besonders vielschichtigen Zugang: Ich konnte mit jeder ein längeres Interview realisieren, zahlreiche informelle Gespräche führen und ihre Interaktion mit anderen lokalen Akteuren beobachten. Darüber hinaus wurden die ausgewählten Unternehmen besonders häufig und mitunter höchst emotional von anderen Bewohnern und Nutzern Kohoutovs kommentiert.

Der Verzicht auf einen Vergleich »neuer« und »alteingesessener« Unternehmerinnen heißt natürlich keinesfalls, dass der Ankunftszeitpunkt der drei betrachteten Unternehmerinnen in der subjektiven Wahrnehmung der lokalen Akteure keine Rolle spielt. Wie im Folgenden immer wieder deutlich wird, ist es bei der Beurteilung der drei Unternehmen durchaus entscheidend, dass sie von Personen betrieben werden, die vermeintlich »neu« ins Dorf gezogen sind. Die lokale Auseinandersetzung mit der ökonomischen Etablierung von »neuen« Bewohnerinnen erwies sich als höchst aufschlussreich, um zu verstehen, wie die lokale Bevölkerung die Entwicklung Kohoutovs seit dem Ende des Sozialismus erlebt und interpretiert.

Für jedes der drei Unternehmen stelle ich zunächst dessen Etablierung und Arbeitsweise vor. Anschließend analysiere ich die kollektiven Lesarten und Deutungen der Unternehmen. Danach ziehe ich die Erkenntnisse zusammen und frage nach den Potenzialen lokaler Arbeit für periphere ländliche Räume.

Von Bedrohung zum regionalen Alleinstellungsmerkmal – das Keramikstudio

Im Jahr 1976 wurde die Kohoutover Grundschule geschlossen. Fortan nutzte der Agrarbetrieb den zweistöckigen Barockbau als Lager. Nach 1989 entschied die erste frei gewählte Gemeindevertretung sehr schnell, das Objekt zu verkaufen, da es sich in einem schlechten baulichen Zustand befand, nicht mehr vom Agrarbetrieb genutzt wurde und die Kommune die Mittel zur Instandhaltung nicht selbst aufbringen konnte. Der damalige Bürgermeister machte seine Bekannte Jarmila Týrnerova auf die Immobilie aufmerksam. Die studierte Agronomin (geb. 1953 in Ostrava) lebte zu diesem Zeit-

punkt in Prag, wo sie seit acht Jahren ein Keramikatelier betrieb. Nun wollte sie selbst Keramikurse geben und so auf die gestiegene Nachfrage nach individuellen Entfaltungsmöglichkeiten reagieren. Kohoutov kannte sie bereits seit vielen Jahren. Schon im Sozialismus hatte sie regelmäßig Kurzurlaube bei einem befreundeten Wochenendsiedler verbracht, der sich mittlerweile als freier Künstler in der Gemeinde niedergelassen hatte. Durch eine Kanadareise kurz nach dem Systemwechsel und den frühen Zugang zu westlichen Fachzeitschriften verfügte sie über einen Wissensvorsprung, durch den sie die Entwicklung in ihrem Land vorauszusehen glaubte und darauf schloss, dass eine Niederlassung im ländlichen Raum besonders aussichtsreich war:

‘91 war ich ein Vierteljahr in Kanada und da hab ich das ausgekundschaftet. Und auch – weil ich so eine amerikanische Zeitschrift abonniert habe, da hab ich gelesen, dass die Räumlichkeiten in den Städten furchtbar teuer sind, dass das nicht zu halten geht. Und wenn man etwa [Ton] mit Holz brennt, na das darf man in der Stadt wieder nicht. Also hab ich festgestellt, dass die Keramikschulen dort meistens auf dem Land in solchen alten Fabriken sind. [...] Und wenn es in der Stadt ist, nicht, dann ist das ein echtes Kunststück. Sie müssen [die Räume] von morgens bis abends vermietet haben und dort arbeiten. Nicht, das ist eine furchtbare Hetze, die Mieten. Obwohl es in Prag zu dieser Zeit nicht so schlimm war, hab ich mir gesagt, dass es dort eines Tages so sein wird. Nicht, es macht keinen Sinn, das in Prag zu machen. Aber ausprobieren wollte ich es, denn es gab zu dieser Zeit ein riesiges Interesse.’³¹

Frau Tyrnerova entschied sich – auch aufgrund des günstigen Preises des Objektes –, auf das Angebot des Bürgermeisters einzugehen. Sie erwarb das Schulgebäude und führte die Reparaturarbeiten umgehend durch. Das notwendige Geld lieh sie sich vorwiegend von Freunden, da keine Bank bereit war, ihr Kredit zu gewähren. 1992 gab sie die ersten Kurse, an denen vor allem Kunden ihres Prager Ateliers teilnahmen. Was als saisonales Projekt für die Sommermonate gedacht war, entwickelte sich schnell weiter, denn unter ihrem Kundenstamm sprach sich die Nachricht von dem neuen Kursangebot rasch herum. Ab dem zweiten Jahr bot Frau Tyrnerova ein beinahe ganzjähriges Programm an und lebte im Schulgebäude. Als ihre Tochter zur Welt kam, beschloss die Unternehmerin, dauerhaft in Kohoutov zu bleiben. Gleichzeitig entstand durch die Familiengründung eine heikle Situation, denn Frau Tyrnerova konnte nur noch begrenzt selbst unterrichten. Es gelang ihr jedoch trotz der Mehrkosten, die Leitung einzelner Kurse auf Honorarkräfte zu übertragen, die sie zum Teil selbst mit ausgebildet

31 Jarmila Tyrnerova, 9. 10. 2007.

hatte. Dieses Modell hat bis heute Bestand: Im Studio wird ganzjährig unterrichtet, die meist einwöchigen lose aufeinander aufbauenden Kurse sind gut besucht. Ihre Einnahmen reichen Frau Tyrnerova gewöhnlich zur Versorgung ihrer Familie aus, gehen aber mit einer hohen zeitlichen Arbeitsbelastung und regelmäßiger Wochenendarbeit einher. Zugleich ist die Gewinnspanne derart niedrig, dass nur wenig Spielraum besteht, um Einnahmeeinbußen abzufedern. Bis heute machen ihr etwa Verluste zu schaffen, die aus einer kurzzeitigen Mehrwertsteuererhöhung resultierten. In derartigen Situationen erwies es sich als existenzsichernd, dass Frau Tyrnerova sich früh ein zweites ökonomisches Standbein geschaffen hat: Im Untergeschoss des Keramikstudios betreibt sie ein Fachgeschäft für Töpferbedarf. In der Kombination beider Tätigkeiten sieht sie einen wesentlichen Sicherheitsanker:

Also ich bin gleichzeitig noch Verkäuferin. Ja und in einigen solchen schweren Zeiten ist das sehr gut, dass das zwei Unternehmen zusammen sind. Denn manchmal ist das nicht einfach und so hab ich zum Beispiel wieder etwas durch das Verkaufen. Nicht, ich habe das wie ein Mosaik zusammengesetzt.³²

Der Verkauf des Schulgebäudes und die Einrichtung des Keramikstudios in einer frühen Phase der postsozialistischen Transformation erwiesen sich als eine Initialzündung für Kohoutov, auch wenn nur eine Minderheit der lokalen Akteure Interesse an den Kursen zeigte. Die Gemeinde investierte die Einnahmen aus dem Verkauf des Schulgebäudes noch im gleichen Jahr in den Umbau des Kulturhauses. Es entstand eine Pension, die bis heute von einer Kohoutoverin, die in den 1970er Jahren als Kleinkind in den Ort gekommen war, in Alleinselbstständigkeit betrieben wird. Die Ansiedlung des Keramikstudios schuf somit auch eine lokale Arbeitsmöglichkeit für eine schon vor 1989 länger im Ort lebende Person. Pension und Keramikstudio wirtschaften seitdem in enger Symbiose: Die Klienten des Keramikstudios stellen einen beträchtlichen Teil der Gäste der Pension. Die Möglichkeit, in privaten Doppelzimmern zu übernachten, erhöhte zugleich die Attraktivität des Keramikstudios, denn in der ehemaligen Schule steht nur eine bescheidene Gruppenunterkunft zur Verfügung. Häufig gibt ein Keramikkurs in Kohoutov den Ausschlag, später einen Urlaub im Ort zu verbringen oder Kohoutov anderen Bekannten zu empfehlen. Andersherum werden Gäste der Pension auf das Angebot des Keramikstudios aufmerksam gemacht: Im angegliederten Restaurant stehen Keramikfiguren, Getränke werden in lokal produzierten Tassen serviert, Aushänge weisen auf das Studio hin. Die Anwesenheit der Klienten und Touristen bringt auch

32 Ebd.

dem Dorfladen und dem Familienhof, die in den nächsten Kapiteln betrachtet werden, verlässlich Kundschaft.

Um zu ergründen, wie die Umnutzung des ehemaligen Schulgebäudes von der lokalen Bevölkerung wahrgenommen wurde, muss zunächst die kollektive lokale Erinnerung an den Sozialismus in den Blick genommen werden. Der Alltag im sozialistischen Kohoutov wird von den lokalen Akteuren, die diese Zeit im Dorf erlebt haben, äußerst ambivalent beurteilt. Einerseits beschrieben viele meiner Gesprächspartner ein Gefühl der Ohnmacht und Bedrückung, wenn ich sie nach dem Leben im Ort vor 1989 fragte. Dies wurde besonders häufig in Zusammenhang gebracht mit der permanenten Abwanderung, dem Schließen wichtiger Dorfinstitutionen und der Vernachlässigung des öffentlichen Raums. Zum Ausdruck gebracht wurde zudem ein ›Leiden‹ am schlechten Ruf Kohoutovs. Der Ort galt in der Region als ein unbedeutendes Agrardorf, mit dem es stetig bergab ging. Andererseits schwärmten meine Informanten mir gegenüber vom Gemeinschaftsleben im Sozialismus, als man ›zusammenhielt‹ und ›wir uns alle kannten‹. Nicht wenige bezeichneten daher die Zeit vor 1989 als ›die beste in Kohoutov‹ und stellten heraus, dass sie heute weniger lokale Sozialkontakte hätten, viele Menschen sich abkapseln würden und im Dorf weit weniger los sei als früher. Eine besondere Rolle spielt in diesen Erinnerungen und Vergleichen der lokale Agrarbetrieb. Wie in vielen Agrardörfern Mittel- und Osteuropas hatte der Kohoutover Betrieb eine hohe soziale Integrationskraft, die auch diejenigen Personen einschloss, die bereits im Sozialismus zur Arbeit in die umliegenden Kleinstädte pendelten.³³ Heute verteilen sich die ehemaligen Angestellten auf Fabriken und Unternehmen der Umgebung. Manche sind zu zweit oder zu dritt untergekommen, andere haben überhaupt keine Kohoutover Kollegen mehr. Das Betriebskollektiv wird als einer der wesentlichen ›Vergemeinschaftungsmotoren‹ erinnert, dessen Ende eine nur schwer zu ersetzende Lücke hinterließ:

Früher also, weil wir fast alle aus dem Dorf auf dem Gut gearbeitet haben, also da waren wir uns irgendwie näher. Jetzt nicht! Jetzt arbeitet der da, der arbeitet dort, ja, ich habe mit kaum jemandem Kontakt. [...] Hier war das eine Truppe! Der hatte Geburtstag, der hatte was, wir sind in die Kneipe gegangen [...] also die Truppe war nicht schlecht auf dem Gut, also die Leute, nicht.³⁴

33 Beispielsweise leisteten die Brigaden des Betriebs ›freiwillige‹ Arbeitseinsätze, es wurden Feste und Ausflüge organisiert und es war gängige Praxis, sich Maschinen für private Arbeiten an Haus und Garten zu leihen.

34 Karel Veselý, ehemaliger Mitarbeiter des Agrarbetriebs, 6. 9. 2007.

Noch wenige Jahre vor seinem Ende war der Agrarbetrieb um neue Stallanlagen erweitert worden. Heute sind diese verfallen und die Wehmut über den derart schnellen und allseits sichtbaren Niedergang, dem man subjektiv hilflos gegenüber steht, ist tief im Bewusstsein vieler ehemaliger Angestellter und deren Familien verankert:

Also im Grunde genommen haben sie sie [die neue Stallanlage] gebaut, und sie war furchtbar kurz in Betrieb. Also ich weiß nicht, zehn Jahre war sie in Betrieb und überhaupt ein Neubau – was das an Geld gekostet hat. Und sie haben ihn so verkommen lassen. Ich weiß nicht, ob du da warst, wie das aussieht, nicht [...] Also es ist furchtbar. Sie haben ihn einfach veröden lassen.³⁵

Der Verkauf des Schulgebäudes wurde im Dorf mit gemischten Gefühlen aufgenommen. Einerseits erinnern sich viele an eine gewisse Hoffnung und Erleichterung, dass sich ein neuer Träger für das Objekt fand, es grundlegend renovierte und vor dem Verfall rettete. Nicht wenige waren hier noch selbst unterrichtet worden, und maßen dem Erhalt des Gebäudes eine hohe ideelle Bedeutung bei. Andererseits ging mit der Umnutzung einer der Begegnungsorte verloren, denen heute im Rückblick eine so wichtige Funktion für den erinnerten früheren Zusammenhalt zugeschrieben wird, denn die Schule wurde nach ihrer Schließung als Trainingsort des Tischtennisvereins genutzt:

Freitagabends sind wir immer trainieren gegangen, und Samstag oder Sonntag wurde gespielt, nicht. Das war ziemlich klasse. Was kann man hier im Winter schon anderes machen, nicht wahr, es ist früh in der Nacht dunkel. Das war wenigstens etwas.³⁶

Nach dem Verkauf des Schulgebäudes gab es Bemühungen, nun im örtlichen Gasthaus zu trainieren, doch letztlich löste sich der Verein für viele Jahre auf. Seine Gefühle drückt ein weiteres ehemaliges Mitglied folgendermaßen aus:

Und so waren wir vielleicht damals wütend, nicht. Und viele Leute waren wütend, dass das im Grunde das Dorf verkauft hat. [...] Und so ist also für uns wieder was zu Ende gegangen – nicht wahr, sie haben uns die Räume weggenommen, die wir für den Sport genutzt haben. [...] Und überhaupt waren wir, die dort gespielt haben, und auch viele Leute, die Eltern [der meist jugendlichen Vereinsmitglieder] natürlich, nicht wahr,

35 Jana Lukesova, 1. 2. 2008.

36 Monika Svobodova, 6. 11. 2007.

*also wir waren wütend, weil das eigentlich zu der Zeit fremde Leute gekauft haben. Zugezogene, die hier nur kurz waren.*³⁷

In dem Zitat kommt deutlich eine Resignation angesichts der eigenen Machtlosigkeit gegenüber den Veränderungen nach 1989 zum Ausdruck. Die Bevölkerung musste sich nicht nur mit dem Verlust von Interaktionsräumen und dem Zwang zur beruflichen Umorientierung arrangieren, sondern sah sich auch mit einer neuen Form von Zuzug konfrontiert. Waren – abgesehen von den Wochenendsiedlern – bislang fast ausschließlich Arbeiter des Agrarbetriebes ins Dorf gekommen, zogen nun vermehrt Personen zu, die sich aufgrund einer günstigen Kapitalstruktur lokale Ressourcen für eigene Ideen aneignen konnten. Die Einrichtung des Keramikstudios durch eine studierte Pragerin galt insofern zunächst als Symbol dafür, dass das Schicksal der Gemeinde auch nach dem Ende des Sozialismus weiter von außen gesteuert wird und die Entscheidungsmacht über die Nutzung lokaler Ressourcen bei Ortsfremden liegt, die der lokalen Gemeinschaft sozial wichtige Institutionen »wegnehmen«.

In ihren Reflexionen differenzierten meine Informanten allerdings deutlich zwischen ihren Erinnerungen an die Anfangszeit des Studios und der Bewertung der Institution zum Zeitpunkt der Feldforschung 16 Jahre später. Auch wenn die Kurse als ein Angebot aufgefasst werden, das sich an nicht im Ort wohnende Personen richtet, die eine »ganz andere Art von Mensch« seien als man selbst, äußerten sich fast alle Informanten unabhängig von Alter, Ansiedlungsdauer oder Sozialisation in Bezug auf die heutige Sicht auf das Studio positiv und betonten, dass es den Ort bereichert und viel zur Überwindung der Randstellung beigetragen habe. Herausgestellt wurden dabei insbesondere zwei Aspekte: Erstens erlebten viele Kohoutover die Peripherisierung des Ortes besonders über die permanente Abwanderung von Schulfreunden, Nachbarn oder den eigenen Kindern. Fast alle Interviewten, die längere Zeit in Kohoutov wohnen oder dort geboren sind, beantworteten meine Frage nach Wünschen für das Dorf daher mit »Zuzug junger Familien«. Mittlerweise haben sich mehrere Assistenten des Keramikstudios in Kohoutov niedergelassen. In zwei Fällen gründeten sie eine Familie mit einem Kohoutover. Da Zuzug und im Dorf neu geborene Kinder als Hoffnungssymbol für das alternde und schrumpfende Dorf interpretiert werden, begrüßten meine Informanten besonders diesen »Nebeneffekt« des Studios, auch wenn sie Zuziehende aus dem Kreis des Keramikstudios zum Teil als anders und fremd empfanden. Zweitens wurde betont, dass sich das Keramikstudio zu einem regionalen Alleinstellungsmerkmal entwickelte und Kohoutov zu einem positiven Image verhalf. In der Region ist das Studio vor

37 Jana Lukesova, 1. 2. 2008.

allem im Zusammenhang mit einem Handwerksmarkt bekannt, den Frau Tyrnerova seit Mitte der 1990er Jahre einmal im Jahr ausrichtete. Mittlerweile wird der Event jedes Jahr von 10.000 Gästen besucht. Auch wenn den Markt heute das Gemeindeamt koordiniert, wird er von Kohoutovern, Medien und Besuchern oft in einem Atemzug mit dem Keramikstudio genannt. Häufig berichteten mir meine lokalen Gesprächspartner stolz von dem Wiedererkennungseffekt, den die Nennung ihres Wohnortes in der Region auslöst: *Jeder kennt das, kennt Kohoutov [...], jetzt ist es schon die Keramikschule, jetzt ist es schon das Handwerksfest, nicht wahr.*³⁸

Das Image des unspektakulären bis belächelten Ortes, in dem es nichts außer einem Agrarbetrieb gab, transformierte sich zum regionalen Bild eines ›fortschrittlichen‹ Dorfs, dessen Bewohner in der Lage sind, die Peripherisierung ›ihres‹ Ortes durch kreative Lösungen abzuschwächen. Mit dieser Sichtweise können sich auch diejenigen Kohoutover identifizieren, die selbst nicht das Angebot des Keramikstudios nutzen und den vermeintlichen sozialen Zusammenhalt im Sozialismus vermissen. Das neue Selbstbild wird in dieser Darstellung einer Mitdreißigerin, die als Kleinkind mit ihren Eltern nach Kohoutov kam, besonders deutlich:

*Weil, ich erinnere mich als Kind: halt Kohoutov – niemand, ne, niemand kannte das. Oder kannte, also ja, jeder kannte das, ne, aber jeder: Na klar, euch schütteten die bald mit Mist zu. Dort ist nichts, nicht mal 'nen Bus fährt da, oder? Und so ungefähr. [...] Jetzt reden sie schon nicht mehr so, nicht! Also zum Beispiel hatten wir Mitschüler auch mit meiner Grundschule ein Treffen, und es hieß: Ihr habt euch emporgeschwungen, Keramik, Ziegenfarm! Ja, dass man also über das Bescheid weiß, darüber redet, und Kohoutov ist auf einmal schon etwas anderes, nicht, als früher. Na ja ... jetzt kann man eigentlich stolz sein, dass man hier lebt.*³⁹

Der beträchtliche Wahrnehmungswandel des Keramikstudios zeigt, welche Tragweite regionale Images und Zuschreibungen von Peripherität mitunter für ortsgebundene Selbstbilder und die Wahrnehmung der lokalen Lebensqualität entfalten können. Indem es eine positive Außenwahrnehmung Kohoutovs förderte, erfüllte das Keramikstudio Bedürfnisse vieler Bewohner der Gemeinde, die auf einer spezifischen lokalen Peripherisierungserfahrung beruhen, ohne sich mit seinem Angebot dezidiert an die Menschen vor Ort zu wenden. In solchen Wirkungen auf der symbolischen Ebene kann eine Chance liegen, Konsens zwischen Gruppen herzustellen, die voneinander abweichende

38 Karel Vesely, 6. 9. 2007.

39 Monika Svobodova, 6. 11. 2007.

Hoffnungen mit der Umnutzung leerstehender Objekte verbinden. Dies kann überall dort relevant werden, wo die Ansiedlung neuer Akteure mit einer Asymmetrie an Kapitalien und Gestaltungsmacht einhergeht.

Auch Frau Tyrnerova beschreibt im Interview einen Prozess der gegenseitigen Annäherung. Sie macht zwar deutlich, dass sie über ein distanziertes Verhältnis zu den meisten längerfristigen Bewohnern Kohoutovs nie hinauskam und viele Lebensentwürfe nicht verstehe, betont aber, dass sie sich im Dorf grundsätzlich akzeptiert und beheimatet fühlt. Unter anderem führt sie dies darauf zurück, dass sie sich früh dafür einsetzte, neue Begegnungsräume zu schaffen:

Ich habe hier begonnen, mit ihnen über die Kinder zu kommunizieren, was sehr gut ging, denn die ganzen 15 Jahre hatten wir immer einen Kinderkurs hier für sie, und alle Kinder sind hier zum Töpfern gegangen. [...] Die, die jetzt erwachsen sind, ich kenne sie seit der ersten Klasse. Also das war ganz prima. Und somit die Eltern, weil die Kinder hier kostenlos in den Kurs gingen, haben sie also nicht irgendwie gegen uns gekämpft.⁴⁰

Zudem erwirkte sie die Wiederaufnahme der Gottesdienste in der Kohoutover Kirche. Beide Initiativen wurden positiv angenommen und vermittelten der Unternehmerin das Gefühl immenser Gestaltungsmöglichkeit:

Das ist also ein großer Vorteil dieser Sudeten, dass es hier so ein Vakuum gibt, dass du hier machen kannst, was du willst und nicht auf Widerstand triffst. [...] Anderswo gibt es schon wenige Objekte und wenig Platz, so dass sich die Projekte irgendwie kreuzen. Aber hier ist immer noch viel Raum, so dass immer noch was zu machen geht. Nicht, irgendwie stört es einfach niemanden, weil es genug Platz gibt.⁴¹

Frau Tyrnerova nimmt Kohoutov somit als einen Raum der Möglichkeiten wahr, in dem Ideen umsetzbar sind, gerade weil Peripherisierung, Schrumpfung, Abwanderung und jahrelanges staatliches Nicht-Handeln nur wenige Entwicklungsimpulse hervorbrachten. In den Reflexionen ihres Engagements wird zugleich deutlich, dass sie einen beträchtlichen Teil ihrer Motivation aus der Vision Kohoutovs als einer Ortsgemeinde schöpft. So bedauert auch sie, dass mit der Schrumpfung Kohoutovs tradierte Begegnungsorte verschwanden:

⁴⁰ Jarmila Tyrnerova, 9. 10. 2007.

⁴¹ Ebd.

Aber um den Saal [im nunmehr geschlossenen Gasthaus] ist es schade. Denn man kann hier nirgendwo überhaupt zusammenfinden. Darum kämpfe ich zum Beispiel so für die Kirche, damit man sich wenigstens bei einem Konzert treffen kann. [...] Es ist der einzige Ort, an dem das ganze Dorf Platz hat. Nicht, es passt nirgends rein, auch nicht für ein Treffen, bei dem es sich ordentlich streiten kann [...] und manchmal ist es notwendig, nicht, dass sich das Dorf trifft.⁴²

Mittlerweile engagiert sie sich in der dritten Wahlperiode als Gemeindevertreterin und sponsert kulturelle Veranstaltungen, wie den Kindertag. Ihr Leitbild einer Dorfgemeinschaft veränderte ihre Sicht auf den ›Sinn‹ lokaler Aktivitäten:

Wenn hier irgendjemand etwas macht, dann ist es im Großen und Ganzen üblich, ihn zu unterstützen. Ich habe anfangs, als ich das gesehen habe [...], schien es mir, als hätte der Kindertag kein Niveau und dass sie ihnen [den Kindern] nur Süßigkeiten geben. Aber dann habe ich verstanden, dass dies eine falsche Denkweise ist, dass jeder, wenn er etwas tut, unterstützt werden sollte.⁴³

Frau Tyrnerova ist ein Beispiel für höher gebildete und gut vernetzte Einzelpersonen, die eine in externen Zusammenhängen entwickelte Vision in eine periphere Gemeinde geführt hat. Durch ihr Tätigsein und Leben im Ort, entstanden – getragen von Vorstellungen über das Dorf als einer ortsgebundenen Gemeinschaft – ein zunehmendes Verständnis für lokale Bedürfnisse und neue Formen von Engagement, die sie nun stärker aus den lokalen Gegebenheiten ableitete.

Der Gemischtwarenladen als Vergemeinschaftungsraum

Wie viele Dörfer mit geringer Einwohnerzahl besaß auch Kohoutov im Sozialismus einen Gemischtwarenladen. Die ›Konsum‹-Nachfolgekette ›Jednota‹ (›Einheit‹) gab das Geschäft im Jahre 1999 auf und verkaufte das Gebäude samt Inventar an die Gemeinde. Diese vermietete den Laden an einen privaten Betreiber, der sich jedoch nur zwei Jahre halten konnte. In dem geschrumpften Dorf ohne nennenswerten Durchfahrtsverkehr einen unabhängigen Gemischtwarenladen rentabel zu führen, erwies sich als nahezu unmöglich. Innerhalb von sechs Jahren wechselte dreimal der Betreiber. Besonders in

⁴² Ebd.

⁴³ Ebd.

den Wintermonaten, in denen nur wenige Wochenendsiedler in Kohoutov sind und das Keramikstudio einige Wochen pausiert, reichten die Einnahmen nicht immer über die Betriebskosten hinaus.

Im Herbst 2006 übernahm Vera Langerova (geb. 1974) den Laden. Die gelernte Buchhalterin wuchs im ländlichen Mähren auf. Vor ihrem Umzug nach Kohoutov im Jahr 2004 hatte sie sieben Jahre lang in Prag gelebt, wo sie für eine Telekommunikationsfirma arbeitete. Nach der Geburt ihres zweiten Kindes wollte die Familie in eine gesündere Umgebung ziehen, auch wenn ihre finanziellen Mittel sehr begrenzt waren. Nach langer Suche in ganz Tschechien erwarben Frau Langerova und ihr Lebenspartner das ehemalige Kohoutover Pfarrhaus. Es war höchst renovierungsbedürftig und daher überaus preisgünstig. Regionale Beschäftigungsmöglichkeiten spielten bei der Entscheidung eine untergeordnete Rolle: Frau Langerova standen noch rund zwei Jahre staatlich geförderte Elternzeit zu, und ihr Lebenspartner blieb zunächst unter der Woche in Prag, wo sein Verdienst als Buchhalter deutlich höher war als bei vergleichbarer Anstellung in der Umgebung Kohoutovs. Als Frau Langerova ihren beruflichen Wiedereinstieg plante, musste sie schnell feststellen, dass sich die angestrebte (und finanziell notwendige) Vollzeitanzustellung nicht mit der Betreuung ihrer Kinder vereinbaren ließ. Zwar gab es im Nachbardorf freie Kindergartenplätze, die Betreuungszeiten deckten sich jedoch nicht mit den zu erwartenden Arbeitszeiten. Als gegen Ende ihrer Elternzeit der Kohoutover Gemischtwarenladen abermals aufgegeben wurde, sah Frau Langerova hier angesichts ihres betriebswirtschaftlichen Wissens und der Tatsache, dass sie in ihrer Jugend im Lebensmittelladen ihrer Mutter mitgearbeitet hatte, eine riskante aber dennoch realistische Möglichkeit, sich an ihrem Wohnort selbst ein Einkommen zu schaffen und ihre Arbeitszeit flexibel an die Betreuungszeiten des Kindergartens anzupassen. Sie übernahm das Geschäft.

Frau Langerova hatte den Kohoutover Laden zuvor auch selbst genutzt und war sich der saisonalen Umsatzschwankungen bewusst. Zudem ging sie davon aus, dass das Geschäft an Vertrauen eingebüßt hatte, weil ihre Vorgängerin wegen des geringen Gewinns die Regale nur unregelmäßig aufzufüllen vermochte. Den Aufbau ihres Unternehmens ging sie mit Akribie und vorausschauender Planung an: Sie verfolgte den wirtschaftlichen Jahreszyklus penibel, kalkulierte Verluste über den Winter ein und achtete auf unbedingte Verlässlichkeit des Warenangebots. Sämtliche Einnahmen investierte sie zunächst in ein Basissortiment, das sie stets sorgsam auffüllte. Nachfragen nach weiteren Produkten notierte sie sich. Zeigten mehrere Personen Interesse am gleichen Produkt, nahm sie es in ihr Sortiment auf. So verfünffachte sie den Warenstock, ohne sich weiter zu verschulden. Es entstand ein unikales Sortiment, das wesentlich breiter war als das Angebot in den Gemischtwarenläden der umliegenden Dörfer. Die

Kontrolle des Warenstands, Bestellungen und Einkäufe nahmen mit wachsendem Sortiment jedoch sehr viel Zeit in Anspruch. Frau Langerova begann für einige Stunden im Monat eine gelernte Verkäuferin zu beschäftigen, die in Kohoutov lebte und sich im Laden fortan ihr Gehalt aus ihrer Schichtarbeit in einer einige Kilometer entfernten Fabrik aufbesserte. Anderthalb Jahre nach seiner Neueröffnung machte der Laden einen bescheidenen Gewinn und hatte Kunden zurück- und hinzugewonnen. Frau Langerovas Handlungsoptionen erweiterten sich jedoch nur geringfügig, denn das monatliche Plus war zu gering, um die Aushilfskraft für zusätzliche Stunden zu bezahlen. Auch ihr Lebenspartner konnte weiterhin keine – weniger gut bezahlte – Arbeit in der Nähe seiner Familie annehmen. Anders als ursprünglich geplant, pendelte er weiter nach Prag, und Frau Langerova musste den Familienalltag unter der Woche ohne ihren Partner organisieren. Trotz dieser Mehrfachbelastung nahm sie eine Nebenbeschäftigung als selbstständige Buchhalterin für das Gemeindeamt auf, um die saisonalen Schwankungen ihrer Einnahmen durch einen Zuverdienst abzufedern und zugleich einen höheren Teil des Gewinns aus dem Laden wieder in diesen reinvestieren zu können. Ihre Arbeitszeit, die ohnehin weit über der eines abhängig Beschäftigten lag, erhöhte sich weiter.

Frau Langerova wirtschaftete auch darum eng an der Grenze zur Rentabilität, weil ihr Laden – trotz aller Mühen um ein vielfältiges Angebot – weder hinsichtlich des Sortiments noch in Bezug auf die Preise mit den Discountern der Umgebung mithalten konnte. Für die Berufspendler liegen mitunter mehrere große Supermärkte auf dem Heimweg über die Schnellstraße. Auch viele Rentner kaufen aus Kostengründen ihre Lebensmittel in der nächstgelegenen Kleinstadt. Dass Frau Langerova trotzdem neue Kunden binden und halten konnte, schreibt sie vor allem der sozialen Funktion des Geschäftes zu:

Ich glaube mit den Waren hat das nichts zu tun, ich denke es ist eher die Herangehensweise. Nicht, dort in diesen großen Supermärkten gibt es Schlangen. Hierher begibt man sich, eigentlich kennen wir uns alle, wir plaudern halt über das und das, was wo passiert ist oder so, dass jemand krank ist, oder über die Kinder [lacht] oder was sich hier im Dorf tut und sie lesen sich dort das Infobrett durch, dort hängt etwa der Bürgermeister Aktionen aus oder das tut die Bücherei oder die Sportler, verschiedene Aktionen. Und solch ein eher persönlicher Zugang, dass häufig die älteren Leute auch eher zum Plaudern kommen, nicht, ich sehe, dass sie sowieso nur irgendetwas kaufen, dass sie wohl in der Stadt waren [...] dass sie in der Großstadt einkaufen [...] um zu sparen.⁴⁴

Ihre Sicht auf die lokale Rolle des Geschäfts wird von den Kohoutover Informanten geteilt. Frau Langerova und ihr Laden spielten regelmäßig in alltäglichen Gesprächen eine Rolle, besonders mit Frauen und älteren Bewohnern Kohoutovs. Oft wurde der Laden als ein Ort erwähnt, an dem man von einer Neuigkeit erfahren habe, wo man einem Nachbarn begegnet sei oder sich hinsichtlich eines informellen Kaufs – etwa von selbst erzeugten Fleischwaren von einem der vielen Kohoutover Kleinstbauern – verabredet hatte. In Kohoutov sind im Zuge der langen Schrumpfungsperiode nur wenige Begegnungsorte erhalten geblieben, in denen sich lokales Sozialkapital (re-)produzieren kann. Haben jüngere Menschen neue Vergemeinschaftungsmöglichkeiten geschaffen, wie etwa eine Sportgruppe, einen Kinderclub, Sprachunterricht oder regelmäßige Abende in der Kneipe eines Nachbardorfs, so bieten sich älteren Personen nur wenig Möglichkeiten, außerhalb privater Besuche und den Veranstaltungen des Gemeindeamts oder des lokalen Roten Kreuzes, ihren Nachbarn zu begegnen. Gerade für diesen Personenkreis ist der tägliche ›Ausflug‹ zum Laden eine der wenigen Gelegenheiten, ihre Verbindung mit dem dörflichen Geschehen aufrecht zu erhalten. So stellt eine gebürtige Kohoutoverin im Rentenalter im Interview nicht nur den großen Arbeitseinsatz Frau Langerovas heraus. Der Laden ist für die Seniorin vor allem als Knotenpunkt der lokalen Informationsströme wichtig: *Wir plaudern immer nett. Sie teilt uns immer mit, was es im Dorf Neues gibt.*⁴⁵ Obwohl Frau Langerova erst kürzlich zugezogen sei, wisse sie – nicht zuletzt durch ihre parallele Arbeit für das Gemeindeamt – mehr als sie selbst, die ihr ganzes Leben im Ort verbracht habe.

Frau Langerova versuchte bewusst, die Funktion des Ladens als Vergemeinschaftungsraum zu fördern. Sie brachte ein Informationsbrett an und stellte Bänke vor dem Geschäft auf. Beim Abkassieren informierte sie über Neuigkeiten im Dorf, wies auf Aushänge hin, gab Tipps, wer für Nachbarschaftshilfe angesprochen werden könne, und wusste zu berichten, welcher Kleinstbauer seine Produkte zum informellen Kauf anbot. Bei meinen fast täglichen Besuchen im Laden konnte ich immer wieder beobachten, dass dieses kommunikative Angebot von den meisten Kunden gern genutzt wurde: Auch wenn sie nur wenig Waren kauften, hielten sich viele Kunden lange im Laden auf, stellten Fragen zu kommenden Veranstaltungen oder konkreten Personen und verlängerten die Gespräche mit Frau Langerova so aktiv. Über den von ihr mit initiierten Informationsfluss eignete sich Frau Langerova nützliches lokales Wissen an, dank dessen sie das dörfliche Meinungsklima sondieren, zwischen Gruppen und Ansichten vermitteln und die Folgen neuer Ideen abschätzen konnte. Auch im Interview präsentiert sie sich an jenen Stellen besonders selbstbewusst, in denen sie auf ihr umfangrei-

45 Helena Bendova, 22. 8. 2007.

ches Wissen über die Gemeinde zurückgreifen kann, etwa um lokale Problemlagen oder -sichten einzuschätzen. Dieses Wissen wurde nicht nur von ihren Kunden aktiv nachgefragt, sondern auch von der Gemeindevertretung genutzt. Als nebenberufliche Gemeindebuchhalterin war sie bei deren monatlichen Sitzungen anwesend, wo ich mehrmals beobachten konnte, dass sie gebeten wurde, die Stimmung im Dorf oder den Nutzen einer geplanten Maßnahme für die lokale Bevölkerung einzuschätzen. Die Rolle als lokale Vermittlerin und Expertin der Sozialbeziehungen im Ort setzte sich auch in ihrer Interaktion mit der lokalen Bevölkerung außerhalb des Ladens fort. Frau Langerova erscheint im Interview und in alltäglichen Gesprächen als eine Akteurin, der an ortsgebundener Gemeinschaft sehr gelegen ist. Ich erlebte sie als Person, die aktiv das Gespräch vor allem zu anderen Frauen suchte, die bei allen Feiern und Veranstaltungen anzutreffen war und die sich Gedanken machte, wie sie sich auch privat selbst für das Dorf einbringen kann. Dabei hatte sie durchaus auch die positiven Effekte für ihr Unternehmen im Blick:

Frau Langerova erzählt, dass sie gern den Kurs von K. besuchen würde, das Angebot würde sie sehr interessieren, auch wenn sie anfangs Angst hätte, dass die älteren Frauen sie nicht akzeptieren würden. Sie meint dann, vielleicht hätte das auch den Effekt, dass die älteren Damen dann öfters mal in den Laden kämen, oder sie nach diesem fragen würden. Durch den persönlichen Kontakt würden vielleicht Berührungsängste und Schüchternheit abgebaut.⁴⁶

Bei der Einordnung solcher bewussten Ökonomisierung ihres lokalen Sozialkapitals muss allerdings beachtet werden, dass Frau Langerovas Interesse an »der Gemeinde« bereits lange vor Übernahme des Ladens bestand. Schon den Entschluss, nach Kohoutov zu ziehen, traf die Familie auch, da sie das Gefühl hatte, im Dorf willkommen zu sein:

Wir sind hergekommen, uns das anzuschauen, und es hat uns hier furchtbar gut gefallen. Kohoutov hat uns gewaltig gefallen. [...] Dann waren wir hier in der Pension [...] untergebracht, und die waren auch irgendwie entgegenkommend, auch der Bürgermeister war entgegenkommend, als wir mit ihm gesprochen haben – also die Leute machen wahrscheinlich viel aus.⁴⁷

⁴⁶ Auszug aus meinen Feldnotizen, 18. 9. 2007.

⁴⁷ Vera Langerova, 17. 9. 2007.

Noch während ihrer Elternzeit hatte sie ihr Freizeitverhalten zu großen Teilen lokal ausgerichtet und engagierte sich bei zahlreichen Gelegenheiten freiwillig »für Kohoutov« etwa bei freiwilligen Arbeitsdiensten oder bei der Organisation von Aktivitäten für die Kinder des Ortes. Das zeit- und energieaufwändige Bemühen, den Laden als einen lokalen Treffpunkt zu erhalten und auszubauen, ist somit sowohl ökonomisches Kalkül einer Unternehmerin, die auf lokale Stammkundschaft dringend angewiesen ist, als auch Ausdruck ihres Bedürfnisses nach einem Leben in einer engen lokalen Gemeinschaft, in der man sich gegenseitig kennt und unterstützt.

Frau Langerova musste ihr Unternehmen zum Ende der Feldforschung aufgeben, da sie ein weiteres Mal Mutter wurde. Die Reaktionen auf die erneute Bedrohung des Dorfladens verdeutlichen, welch große Bedeutung dem Geschäft für die (Re-)Produktion lokalen sozialen Kapitals und den lokalen Zusammenhalt zugemessen wurde. Den Laden zu retten – am besten mit Frau Langerova selbst als Betreiberin – wurde eine lokale Gemeinschaftsaufgabe. Mehrmals beriet die Gemeindevertretung den »Fall«, hörte Frau Langerova an und suchte nach Lösungsmöglichkeiten. Die Kommune hatte das Geschäft bereits seit dem Rückkauf des Ladengebäudes im Jahre 1999 subventioniert, indem sie von den Betreibern nur eine symbolische Miete erhob, um die Betriebskosten möglichst niedrig zu halten. Nun wurde die Bezahlung einer Vertretungsverkäuferin aus kommunalen Mitteln für die Zeit des Mutterschutzes erwogen, jedoch aufgrund rechtlicher Bedenken verworfen. Auch viele Gartenzaungespräche unter den Frauen drehten sich in den damaligen Wochen um die Frage, wie man Frau Langerova von der Aufgabe des Unternehmens abhalten könne. Die Reaktionen setzten Frau Langerova unter Druck. Sie konnte nicht einschätzen, ob ihre Kraft ausreichen würde um – wie »vom Dorf gewünscht« – die Geschäfte weiterzuführen. Zugleich schmerzte sie die Vorstellung, ihr Unternehmen zu einem Zeitpunkt aufzugeben, an dem sich die anderthalbjährige Aufbauarbeit auszuzahlen begann. Auch die immer wieder kommunizierten Ängste vieler Kohoutover, mit dem Laden einen Treffpunkt zu verlieren, belasteten sie stark, denn auch ihr war der lokale Zusammenhalt sehr wichtig. Die geringe Gewinnspanne machte es jedoch unmöglich, eine Vollzeitvertretung einzustellen. Zwar wurde auf Initiative mehrerer Frauen eine Zwischenlösung gefunden – eine gelernte Verkäuferin im Rentenalter übernahm eine Aushilfstätigkeit im Laden. Frau Langerova musste aber weiterhin das Sortiment überwachen und die Waren bestellen. Nach der Geburt stellte sie fest, dass das Arbeitspensum nicht mehr zu bewältigen war und gab das Unternehmen an eine ehemalige Assistentin des Keramikstudios ab.

Frau Langerova und ihr Dorfladen sind ein Beispiel für die beträchtlichen weichen Wirkungen, die lokales Wirtschaften in einer geschrumpften Gemeinde erzielen kann, ohne dass hier nennenswerte ökonomische Impulse für die strukturelle Entwicklung

des Dorfes (neue Arbeitsplätze, Schließung von Versorgungslücken etc.) gesetzt würden. Anders als die Betreiberin des Keramikstudios konnte Frau Langerova beim Einstieg in die Selbstständigkeit lokales Sozialkapital und Wissen nutzen, das sie bereits zuvor durch ihr Leben und Engagement im Ort erworben hatte. Dass sie trotz geringen Verdienstes bereit war, sich derart tiefgreifend für ihr Unternehmen einzusetzen, scheint neben der ökonomischen Logik auch darauf zurückzuführen zu sein, dass sie durch ihre Arbeit lokale Anerkennung erhielt und von den Vergemeinschaftungseffekten auch selbst sozial und emotional profitierte.

Landwirtschaftliche Arbeit als Inklusionsmechanismus – der Kohoutover Ökohof

Herr und Frau Skramlik (beide Anfang 50) kauften 1996 ein Bauernhaus in Kohoutov. Herr Skramlik betrieb zu diesem Zeitpunkt eine Handwerksfirma nahe Prag, in der seine Frau mitarbeitete. Mit einem Wochenendhaus auf dem Land wollten sie sich eine Möglichkeit schaffen, ihrem Arbeitsalltag, den Frau Skramlikova im Interview als entfremdet beschreibt, temporär zu entfliehen. Fortan verbrachten sie ihre freien Tage in Kohoutov:

Und dann seit der Zeit, als wir das [Wochenendhaus] gekauft haben, waren wir hier also jedes [Betonung] Wochenende. Wir haben das niemals ausgelassen, jedes Wochenende sind wir hier her gefahren, jedes Weihnachten waren wir hier.⁴⁸

Das Paar wurde schnell im Ort bekannt, denn es nahm an lokalen Festen und Veranstaltungen teil, wo besonders der kontaktfreudige Herr Skramlik für Aufsehen sorgte:

Und er hat mit allen Frauen getanzt, die dort waren. Und so hat er sich mit allen angefreundet. Alle kannten ihn und sagten 'ja der da, aus dem Wochenendhaus' [lacht].⁴⁹

Als Frau Skramlikova schwer erkrankte, lebte sie ein Jahr allein in Kohoutov. Das lokale Freizeitangebot, das Keramikstudio und die insbesondere von lokalen Müttern in Eigenarbeit organisierten Aktivitäten für die Kinder des Ortes gaben ihr das bisher kaum gekannte Gefühl, nicht nur für die Arbeit und die Kernfamilie zu leben. Sie

⁴⁸ Stepanka Skramlikova, 10. 12. 2007.

⁴⁹ Ebd.

begann im Keramikstudio auszuhelfen, wo sie von der Begeisterung angesteckt wurde, die die Kursteilnehmer dem Dorf entgegenbrachten, und zugleich ihre Lebensweise beneidet sah:

Und dann eigentlich, als ich hier das Jahr war, hab ich angefangen in der [Keramik-] Schule zu arbeiten, also zu putzen. Und dadurch hab ich das alles wiederum weiter kennengelernt. Da hab ich wiederum erkannt, wie klasse das ist, welche Leute hier herkommen und wie gern sie hier herkommen. Dass alle, die in die Schule kommen, hier ein Wochenendhaus haben wollen. Na, und das war unglaublich toll.⁵⁰

Schon zuvor hatte das Paar mit dem Gedanken gespielt, sich dauerhaft in Kohoutov niederzulassen. Eine konkrete Vision, wie dieses Leben zu finanzieren sei, brachte ein Zeitungsbericht hervor, in dem eine Neubäuerin über ihre Tätigkeit berichtete. Das Paar entschied sich, es ihr gleich zu tun. Auch ohne landwirtschaftliche Kenntnisse sollte die Landwirtschaft von Anfang an der Haupterwerb sein, der es ihnen ermöglichen sollte, sich in Kohoutov eine dauerhafte Existenz zu schaffen:

Überhaupt keine Erfahrungen in der Landwirtschaft! Ich habe schlichtweg nichts gewusst, nichts gekonnt. Ich habe gern gekocht, experimentiert, das war alles. [...] Aber mich hat es auf das Dorf gelockt, also hab ich mir gesagt, dass ich das alles einfach lernen muss, damit ich hierbleiben kann. Wir haben ja etwas [tun] gemusst, wenn wir hierbleiben wollten.⁵¹

Herr Skramlik ließ sich von seiner Firma auszahlen, das Paar errichtete einen Stall neben dem Wohnhaus, kaufte Ziegen und erlernte die Käseherstellung. 2001 eröffnete ihr Ziegenhof – der erste in der weiteren Umgebung, der ökologisch wirtschaftete. Da Milchmenge und Produktnachfrage nur allmählich stiegen, war das Paar zunächst auf gesparte Gelder angewiesen. Zum Untersuchungszeitpunkt hielten die beiden auf 15 Hektar Land rund 30 Tiere und konnten aus den Einnahmen vom Verkauf ihrer Erzeugnisse (Milch und Käse) leben.

Der Hof konnte sich auch darum etablieren, weil sich die Neubauern bestehende gesellschaftliche Vorstellungen über das vermeintlich ganzheitlichere Leben in ländlichen Regionen, in dem Arbeiten und Wirtschaften eine untrennbare Einheit bilden und man »seinen« Bauern persönlich kennt, zu eigen machten: Die Produkte sind nur

⁵⁰ Ebd.

⁵¹ Ebd.

im Hof-Verkauf erhältlich. Hierfür hat das Paar einen Verkaufspavillon in seinem privaten Garten errichtet, in dem Frau Skramlikova die Kunden empfängt. Es ist möglich, den Stall zu besichtigen, sich eine Weile vor den Pavillon zu setzen und mit der Landwirtin zu plaudern. Die Kunden werden – ohne sich zuvor anzumelden – auch am Wochenende und in den Abendstunden bedient. Auch bei zufälligen Begegnungen auf Spaziergängen oder bei Besuchen im Restaurant der Pension nimmt Frau Skramlikova Bestellungen entgegen. Diese permanente Bereitschaft stellt eine massive Belastung für die Unternehmerin dar. An mehreren Stellen des Interviews beschreibt sie Zustände der Überarbeitung, besonders in den Sommermonaten, in denen der Kundenandrang mitunter bis in die Abendstunden anhält. Zugleich beschreibt Frau Skramlikova die räumliche und zeitliche Entgrenzung ihrer Arbeit und Freizeit als einen positiven Aspekt ihrer Arbeit. Dass ihr Unternehmenskonzept es erfordert, als glaubwürdig kontaktfreudige Persönlichkeit zu agieren, die gern Einblicke in ihr Leben gibt und sich Zeit für die Beziehungspflege zu ihren Kunden nimmt, erscheint Frau Skramlikova nicht als Fremdbestimmung oder psychische Belastung. Vielmehr betont sie, dass ihr gerade die engsten Kundenbeziehungen große Freude bereiten:

Jetzt siehst du schon, wie die Kinder wachsen, nicht, weil die meisten mit Kindern kommen. Das ist irgendwie angenehm! Und es macht Freude, dass die Leute also wieder kommen [...], das ist schön.⁵²

Im Interview überlegt sie, wie sie die individuelle Betreuung der Kunden weiter ausbauen kann, wie sie ihnen noch mehr Erholung und Entspannung bieten kann, auch wenn sie sich bewusst ist, dass dies ihre Arbeitsbelastung weiter erhöhen würde. In der Gestaltung des Verkaufsaktes betont und erhöht sie genau die Bilder eines ›funktionierenden‹ Dorfes, in dem naturnahes Leben möglich ist und enge soziale Bindungen bestehen, die sie einst selbst dazu bewegten, dauerhaft nach Kohoutov zu ziehen. Durch die Reaktionen der Kunden wird ihre selbstgewählte Lebensweise in ihrer ökonomischen Tätigkeit immer wieder von außen bejaht und als stimmig empfunden.

Das Neubauernpaar lebt primär von der Nachfrage der zahlreichen lokalen und regionalen Wochenendsiedler, der Klienten des Keramikstudios und der Riesengebirgstouristen. Der Ziegenhof fügte sich insofern reibungslos in die Kooperation zwischen Keramikstudio und Pension ein, die zur Hofgründung bereits seit beinahe zehn Jahren bestand: *Und dann also war die Schule ein großer Beitrag [...], die Keramikschule. Dort waren eigentlich jede Woche zwölf Leute. Jedes Mal jemand anderes. Nicht, also alle haben*

*[den Käse] gekostet.*⁵³ Zugleich fungierten die Klienten des Studios als Multiplikatoren: *Die Hälfte der Leute wiederum, die zufällig hierher kommt, sind die, die gehört haben, dass er [der Hof] in Kohoutov ist, weil jemand in der [Keramik-]Schule war, nicht, Bekannte.*⁵⁴ Umgekehrt konnten Pension und Keramikstudio ihren Gästen nun ein weiteres lokales Unternehmen präsentieren, das das Bild Kohoutovs als einer Gemeinde, in der kleinräumig und solidarisch produziert und gewirtschaftet wird, nochmals unterstrich. So nahm etwa die Betreiberin des Keramikstudios Sammelbestellungen ihrer Klienten für den Ziegenhof auf, und die Pension bestellte zu besonderen Anlässen von Frau Skramlikova Käseplatten für Festbuffets. Auch der Dorfladen reihte sich in dieses Kooperationsnetz ein. In Phasen, in denen der Hof weniger Absatz erzielte, gab Frau Skramlikova den Käse an Frau Langerova weiter, die ihn im Laden anbot. Auf diese Weise blieb der Ziegenhof unabhängig von Kooperationen mit anderen Geschäften, die einer vertraglichen Festlegung der Liefermenge bedurft hätten. Frau Langerova bot sich durch die Zusammenarbeit mit dem Ziegenhof wiederum die Möglichkeit, ihren Status als lokale Vermittlerin auszubauen, denn viele Kunden, die den Käse im Laden entdeckten, nutzen die Gelegenheit, sich nach dem Produkt und seinen Erzeugern zu erkundigen.

Hinsichtlich der lokalen Wahrnehmung des Ziegenhofs wiederholte sich das bereits vom Keramikstudio bekannte Muster: Die Informanten bewunderten den Erfolg des Hofes, lobten das große Engagement der städtisch sozialisierten Neubauern und empfahlen einen Besuch. Diese Einschätzung wurde oft auch von Personen artikuliert, die selbst nicht zu den Kunden des Hofes zählten oder die aus geschmacklichen Gründen Produkte aus Ziegenmilch ablehnten. Diese scheinbar widersprüchliche Deutung ist dem Umstand zuzuschreiben, dass der Ziegenhof ähnlich dem Keramikstudio erheblich zur regionalen Bekanntheit Kohoutovs beitrug und den oben beschriebenen Imagewechsel vorantrieb: Zeitungen berichteten über den Hof, Schulen der Umgebung unternahmen Exkursionen auf das Gelände, und nicht selten werden Kohoutover an ihren Arbeitsstellen nach dem Hof und seinen Produkten befragt.

Hinzu tritt, dass ein beträchtlicher Teil der Informanten das Betreiben von Landwirtschaft grundsätzlich als das zentrale Merkmal eines Dorfes ansah. Besonders ehemalige Angestellte des Agrarbetriebs und ihre Familien verbanden ihr ortsbezogenes Selbstbild mit landwirtschaftlicher Arbeit, auch wenn sie längst in völlig anderen beruflichen Feldern tätig waren. Dies wird besonders eindrücklich in der Lebensführung des gebürtigen Kohoutovers Karel Vesely deutlich. Karel Vesely wurde 1947 wenige

53 Ebd.

54 Ebd.

Monate nach der Umsiedlung seiner Familie nach Kohoutov geboren. Seine Eltern waren bereits an ihrem früheren Wohnort selbstständige Bauern gewesen und hatten ihren Viehbestand nach Kohoutov mitgebracht. Hier bekamen sie Land sowie ein Haus samt Garten zugesprochen und betätigten sich zunächst als freie Bauern. Der Kollektivierung der Landwirtschaft standen sie sehr ablehnend gegenüber, wurden aber schließlich durch die steigenden Abgabennormen zum Beitritt in die lokale Agrargenossenschaft gezwungen. Zwar war nach Abschluss der Kollektivierung der Landwirtschaft selbstständige kommerzielle Landwirtschaft offiziell nicht mehr existent. Angesichts der Mangelwirtschaft wurde jedoch die Subsistenzwirtschaft in eigenen Gärten toleriert und durch den staatlichen Einkauf privater Erzeugnisse gefördert. Wie in vielen anderen Dörfern Mittel- und Osteuropas⁵⁵ spielte der lokale Agrarbetrieb eine zentrale Rolle in diesem System der Zuverdienste: Dessen Angestellte konnten Geräte und Fahrzeuge für den privaten Eigenbau oder informelle Auftragsarbeiten – etwa Bau- und Renovierungsarbeiten für lokale Wochenendsiedler – leihen. Der Betrieb kaufte den Kleintierzüchtern Erzeugnisse ab, im Gegenzug konnten diese Futtermittel zum Vorzugspreis erwerben. Karel Vesely war fest in dieses Kooperationssystem zwischen Betrieb und privater Kleinstlandwirtschaft eingebunden. Er war im Agrarbetrieb angestellt und beteiligte sich zugleich an der ausgedehnten Subsistenzwirtschaft seiner Eltern. Als Mitglied des Kleintierzüchtervereins konnte er die Felle seiner Kaninchen an den Betrieb verkaufen, wodurch er beträchtliche Mehreinnahmen erzielte. Nach seiner Hochzeit blieb er in Kohoutov. Er bezog ein eigenes Haus, wo er seine Kleintierzucht nun gemeinsam mit seiner Frau fortsetzte und diese ausdehnte, als die private Haltung größerer Zuchttiere erlaubt wurde. Nach 1989 forderten Karel Veselys Eltern ihr in die Agrargenossenschaft eingebrachtes Land und Vieh zurück und versuchten, zur erwerbsmäßigen Landwirtschaft zurückzukehren. Das Unternehmen scheiterte rasch, da es als Kleinstunternehmen im Geflecht der zunehmend durchrationalisierten Großbetriebe nicht konkurrenzfähig war, und auch, weil nun die Maschinen des Agrarbetriebs nicht mehr für den privaten Bedarf ausgeliehen werden konnten. Nachdem Karel Vesely seine Kündigung vom Agrarbetrieb erhalten hatte, fand er eine Beschäftigung außerhalb der Landwirtschaft. Zugleich erweiterte er seine Subsistenzwirtschaft, denn seine Eltern überließen ihm zwei der restituierten Rinder. Später erbe er dreieinhalb Hektar Land, entschied sich jedoch gegen den Wiedereinstieg in die kommerzielle Landwirtschaft. Zum einen war die Fläche zu klein, um sich zu rentieren. Zum anderen waren beide

55 Für die ökonomische wie alltagskulturelle Bedeutung der so genannten ›individuellen Hauswirtschaft‹ in der DDR vgl. Barbara Schier, Alltagsleben im »Sozialistischen Dorf«, Merxleben und seine LPG im Spannungsfeld der SED-Agrarpolitik (1945–1990), Münster 2001, S. 223–240.

Kinder in die Stadt gezogen, sodass keine Hoffnung auf eine Kontinuität der Familienwirtschaft bestand: *Wir haben sowieso keinen Nachfolger*⁵⁶ fasst er die Situation zusammen. Da er das Land nicht verkaufen, es aber auch nicht brach liegen lassen will, ist es an einen Großlandwirt verpachtet. Auch wenn sich eine Anstellung oder Selbstständigkeit im Bereich der Landwirtschaft nicht realisieren ließ, identifiziert sich Herr Vesely ebenso wie seine Frau nach wie vor stark über landwirtschaftliche Arbeit. Das Paar züchtet noch immer Dutzende Kaninchen, Hühner und anderes Geflügel und baut alles Futter selbst an. *Wir müssen in irgendwas herumbuddeln*⁵⁷, beschreibt Frau Vesela dieses Bedürfnis nach landwirtschaftlicher Betätigung. Statt nach der Arbeit *zusammenzupacken und auf ein Bier zu gehen*⁵⁸, wie es in der Stadt üblich sei, würden sie ihre Tiere versorgen, Gras schneiden oder Heu machen. Die Produkte konsumieren sie selbst und versorgen ihre Kinder mit. Diese holen die Produkte regelmäßig selbst ab, was sie trotz ihrer Abwanderung aus Kohoutov an das Elternhaus bindet. Durch den Eigenkonsum und über den Verkauf von Fellen und Eiern spart die Familie Geld und verdient sich einige Kronen hinzu. Dies ist für Karel Vesely weniger in finanzieller denn in moralischer Hinsicht wichtig. Dass er in der Lage ist, die Kosten seiner Subsistenzwirtschaft zurückzuerwirtschaften macht es für ihn legitim, an seiner gewohnten, über Jahrzehnte alltagsstrukturierenden Praxis festzuhalten, obwohl diese nach dem Ende der Marginalwirtschaft ökonomisch nicht mehr notwendig ist.

Nicht nur für Herrn Vesely und seine Familie ist die Subsistenzwirtschaft eine Praxis, über die sie lebensweltliche Kontinuität herstellt und die eng mit dem Leben auf dem Land verknüpft wird. So ging der Eigenbau in Kohoutov nach 1989 zwar deutlich zurück, verschwand aber keinesfalls vollständig. Nutzgärten, Kaninchenställe, Bienenstöcke, Hühner, Gänse, Schafe und Pferde prägen auch heute das Ortsbild. Es ist üblich, Fleisch, Eier und Honig informell an Nachbarn, Kollegen und Besucher des Ortes zu verkaufen. Größere Tiere können im Vorhinein bestellt werden: *Nun also, ich weiß nicht, ein Jahr oder einige Zeit vorher, sagen wir ihm, dass wir ein Schwein wollen. Dann mästet er es und dann schlachten sie es uns, weil gleich nebenan ein Metzger wohnt, also das ist gut*,⁵⁹ beschreibt eine Kohoutoverin, wie sie sich lokal von einem Kleinbauern mit Fleischwaren versorgt. Bei Kohoutovern mit sehr geringem Einkommen hat die Subsistenzwirtschaft noch immer ökonomische Gründe. Andere verteidigen ihr Festhalten an der Subsistenz mit ähnlichen Legitimationsstrategien wie Herr Vesely. Dass sich Käufer für die Produkte finden, wertet ihre Arbeit auf und hebt sie auf eine

56 Karel Vesely, 6. 9. 2007.

57 Zdenka Vesela, 6. 9. 2007.

58 Ebd.

59 Lenka Moravcova, 11. 12. 2007.

höhere Wertebene als die eines bloßen ›Hobbies‹ oder ›Zeitvertreibs‹. Angesichts der großen Lücke, die das Ende des Agrarbetriebes und die Ausweitung des Pendlerdaseins geschaffen haben, erfüllt die ökonomisch wenig relevante Subsistenzwirtschaft einen wichtigen Eigensinn: Sie schafft lebensweltliche Beständigkeit, erhält das Zutrauen in die eigenen Fähigkeiten und bestätigt den Wert tradierten Wissens. Die Kleinstlandwirtschaft erscheint als eine Strategie, sich trotz des vielfältigen Wandels der ländlichen Lebenswelten Kontinuität, Identität und Selbstwertgefühl zu erhalten.

Angesichts der Bedeutung der Subsistenzlandwirtschaft liegt in der Ausdifferenzierung der Lebensstile, zu der es nach 1989 auch in Kohoutov kam, eine Bedrohung des an ländliche Arbeit geknüpften ortsbezogenen Selbstbildes. Einige der nun zu nichtlandwirtschaftlicher Erwerbsarbeit auspendelnden Personen nutzen das Dorf fortan vor allem zur Erholung im Kreis der Familie und verlegten ihre übrigen Arbeits- und Sozialbeziehungen nach außen. Sie gaben ihre Subsistenzwirtschaft auf und wandelten ihre Nutzgärten in Ziergärten um. Auch unter den oft aus dem städtischen Milieu stammenden Zugezogenen fand sich dieses Nutzungsmuster. Besonders prägnant fasst dieses Gefühl der Bedrohung des dörflichen ›Eigenen‹ ein Kohoutover im Alter von ca. 40 Jahren zusammen, der nach Feierabend einen Gemüsegarten pflegt und Nutztiere hält. Der Mann, der in den 1970er Jahren nach Kohoutov kam, betont, dass derzeit vor allem *sogenannte Kleinstädter*⁶⁰ nach Kohoutov ziehen, die einen ganz anderen Lebensstil pflegen würden. Dies sei an den Gärten zu sehen:

*Statt Obstbäumen sind dort Sträuchlein, na ich weiß nicht, für mich ist das dann kein Dorf, das ist ein Städtchen. Ja, wenn du mich jetzt verstehst, aufs Dorf gehören Obstbäume. Ich habe einen Garten, dort pflanze ich Obstbäume, weil ich von ihnen eine Ernte habe. [...] Niemand will schon mehr was züchten, nicht mal Hühner, nicht mal Kaninchen. [...] Das Dorf verliert sich! Wenn sich das verliert, dann verliert sich auch der Geist des Dorfes! [...] Und selbstverständlich haben wir als, habe ich als Dörfler einen ganz anderen Geist als die Kleinstädter.*⁶¹

Praktizieren Zugezogene oder Wochenendsiedler jedoch in irgendeiner Form landwirtschaftliche Arbeit, so erleichtert dies ihre Akzeptanz besonders unter solchen langjährigen Kohoutovern, die selbst Kleinstlandwirtschaft betreiben. *Aber die, die hier Tiere haben, wegen der Tiere hierher ziehen, das ist nichts Schlechtes*⁶² beschreibt seine Haltung

60 Pavel Kulhanek, 9. 10. 2008.

61 Ebd.

62 Jan Svoboda, 6. 11. 2007.

ein ehemaliger Angestellter des Agrarbetriebes – eine verbreitete Einschätzung. Der gleiche Mechanismus wird auch im Denken einer in einem Nachbardorf Kohoutov geborenen Frau deutlich, deren Mann in Kohoutov Pferde züchtet und als Selbstständiger berittene Waldwirtschaft betreibt. Wie viele Kohoutover wünscht sie sich Zuzug, hat aber eine genaue Vorstellung, wer ins Dorf ziehen sollte:

*Jemand, der so wie mein Mann ist. [...] So begeistert für das Dorf, für die Landwirtschaft. Also von denen könnten hier ruhig mehr sein, weil das solche sind, die sich eher mit uns befreunden, als nun mal solche Leute, die, wie ich gesagt habe, Ingenieure oder Lehrerinnen sind. Nicht, die passen nun mal nicht zu uns gewöhnlichen Leuten, wie wir nun mal hier eine Truppe haben.*⁶³

Unter den Tierhaltern ist eine Unterstützungsgemeinschaft entstanden, zu der auch unlängst in den Ort gezogene Personen und Wochenendsiedler Zugang haben. Die Mitglieder dieses lokalen Netzwerks helfen sich bei Reparaturen und dem Heumachen, teilen Geräte und tauschen Wissen aus. Neben finanziellen Einsparungen bringt die Kooperation auch ein Zusammengehörigkeitsgefühl hervor und motiviert Bekannte, die Klein(st)landwirtschaft betreiben wollen, zuzuziehen. Dass eine Identifikation über einen dezidiert ›dörflichen‹ Lebensstil auch im Pendlerdorf Kohoutov ›logisch‹ ist, wird durch die erfolgreiche Einrichtung des Ziegenhofs symbolisch unterstrichen und verleiht den zugezogenen Neubauern unter den Kleinstbauern ein hohes Maß an Anerkennung. Durch ihren erfolgreichen Einstieg in die professionelle Familienlandwirtschaft entsprechen die Betreiber des Kohoutover Ziegenhofs dem in dieser Gruppe breit geteilten Idealbild ›echter Dörfler‹. Ihre städtische Sozialisation wird in ihrem Fall nicht als Beweis für Fremdheit und einen ›undörflichen‹ Lebensstil interpretiert, sondern als eine lokale Kuriosität ausgelegt, die Kohoutov besonders macht.

Potenziale lokaler Ökonomien für peripherisierte ländliche Räume

Wie die gewonnenen Erkenntnisse der Feldstudie nahelegen, können Impulse für jahrzehntelang an den Rand gedrängte Dörfer von unten und mitunter auf Nebenwegen erfolgen, wobei neben der individuellen Kapitalstruktur und den Persönlichkeitsmerkmalen einzelner Akteure, der ortsspezifische Ressourcenpool, lokale Vergangenheits-

63 Jana Lukesova, 1. 2. 2008.

interpretationen und Vorstellungen dörflicher Gemeinschaft und Lebensweise eine wesentliche Rolle spielen können.

In Kohoutov waren hochengagierte Einzelpersonen in der Lage, sich ihr Einkommen durch selbst geschaffene Arbeit vor Ort zu erwirtschaften. Dabei konnten sie neben ihrem in externen Zusammenhängen erworbenen Kapital insbesondere von den niedrigen Immobilienpreisen in dem geschrumpften Ort und der Nähe zu günstigen Verkehrswegen zu touristischen Zentren profitieren. Die Privatisierung und Umnutzung öffentlicher Gebäude erweiterte die kommunalen Handlungsspielräume und begünstigte die Etablierung weiterer Kleinstunternehmen, die sich durch ihre enge Kooperation gegenseitig stabilisierten. Die Arbeitsbedingungen der Unternehmerinnen erwiesen sich dabei stellenweise als ausgesprochen prekär: Die Gewinnspannen waren äußerst niedrig und die Unternehmen mussten zum Teil durch Zuverdienste abgesichert werden. In diesem fragilen Gefüge vermochten schon kleine Veränderungen im Steuerrecht oder die Geburt eines Kindes die ökonomische Existenz zu bedrohen. Der Einstieg in die Selbstständigkeit war zudem an die Bereitschaft gekoppelt, einen überdurchschnittlichen Teil der Lebenszeit für das eigene Unternehmen aufzubringen, mitunter eine temporäre Trennung von Lebenspartnern zu akzeptieren, auf ein regelmäßiges, gesichertes Einkommen zu verzichten bzw. einer Nebenerwerbstätigkeit nachzugehen. Der Alltag der Unternehmerinnen war zudem gekennzeichnet durch eine erhebliche räumliche und zeitliche Verwebung ihrer Lebens- und Unternehmensführung. Gleichzeitig lag in der lokalen Ausrichtung der eigenen Arbeit, in der private und unternehmensbezogene Aktivitäten ineinandergriffen, ein hohes Identifikationspotenzial. Ihre Lebensgestaltung brachte Einfluss- und Anerkennungserfahrungen mit sich, die das emotionale und zeitliche Engagement der Unternehmerinnen erst ermöglichten und dazu führten, dass zum Teil höchst prekäre Alltagsarrangements subjektiv als zufriedenstellend erlebt wurden.

Zugleich förderte die »Nahaufnahme« der Kleinstunternehmen den Einfluss romanisierender Fremdblicke auf dörfliche Lebenswelten und deren Übernahme durch die Akteurinnen zutage. Besonders das Keramikstudio und der Familienhof konnten sich gesellschaftliche Zuschreibungen an ländliche Gemeinden zu eigen machen. Die Arbeitswelten beider Unternehmerinnen boten sich als Projektionsfläche für Bilder vom gesunden, ganzheitlichen Leben in enger Gemeinschaft an, an dem sich durch Keramikurse oder den Konsum auf dem Ökohof temporär teilhaben lässt. Indem sie ihre Einbindung in ein lokal verflochtenes, kleinräumiges Kooperationsnetzwerk für ihre Kunden sichtbar machten, schrieben beide Unternehmerinnen dieses Bild selbst weiter fort. So wenig die Imagination Kohoutovs als ländlicher Idylle der sozialen Realität dauerhaft im Ort lebender Menschen gerecht wird, liegt in solchen Zuschreibungen eine immenses emotionales Potenzial. In spätkapitalistischen Ökonomien, in denen

Aufmerksamkeit und das ›richtige‹ Image über unternehmerischen Erfolg mitbestimmen, kann die Konnotierung eines Raums als ›funktionierende Dorfgemeinschaft‹ oder ›naturnahe Idylle‹ eine bedeutende Ressource darstellen und den Ausschlag dafür geben, dass eine Gemeinde den interkommunalen Wettbewerb um Touristen, Fördergelder, Medienpräsenz und Zuzugswillige für sich entscheidet. Das Leitbild solidarischer lokaler Gemeinschaft wurde auch in den Reflexionen der drei Unternehmerinnen deutlich. So motivierte es die Ladenbetreiberin und das Landwirtspaar, sich dauerhaft in Kohoutov niederzulassen, und bewirkte, dass die Betreiberin des Keramikstudios ihre eigenen Aktivitäten stärker auf die Förderung des lokalen Zusammenhalts ausrichtete.

Weiterhin wurde deutlich, dass die Existenz von lokaler Kleinstlandwirtschaft und -unternehmertum am Wohnort Erfahrungsräume und Deutungen hervorbrachte, die es vielen langjährigen Bewohnern Kohoutovs ermöglichte, sich mit den Veränderungen ihrer Arbeits- und Lebenswelt im Postsozialismus zu arrangieren. So fungierte der Dorfladen als lokaler Begegnungsort, an dem die Anbindung Einzelner an ein lokales Ganzes generiert wird. Der Laden wurde daher als ein Gemeinschaftsgut erfahren, das es zu schützen gilt, solle der Zerfall der vermeintlichen früheren Ortsgemeinschaft gebremst werden. Indem sie lebensweltliche Kontinuität ermöglichte, leistete auch die Teilhabe an kleinstlandwirtschaftlicher Arbeit einen erheblichen Beitrag zu Bewältigung der Umbruchserfahrungen. Auf die Kleinstlandwirtschaft als kollektive Bewältigungsstrategie wies bereits die norwegische Sozialanthropologin Haldis Haukanis in ihren Feldstudien im ländlichen Tschechien der frühen 1990er Jahre hin.⁶⁴ Die Ergebnisse aus Kohoutov belegen, dass die Kleinstlandwirtschaft in Teilen der ländlichen Gesellschaft des hochindustrialisierten Landes auch 20 Jahre nach dem Ende des Sozialismus ein relevantes Identifikationsmuster ist. Sie entfaltete in der Beispielgemeinde darüber hinaus eine große integrative Kraft, indem sie Inklusionsmöglichkeiten für Personen schuf, die erst im Erwachsenenalter und nach Beginn der postsozialistischen Transformation nach Kohoutov zogen. Ein Einfluss lokaler Arbeit auf das Arrangement mit Umbruchs- und Peripherisierungserfahrungen ließ sich auch in Zusammenhang mit dem Fremdbild Kohoutovs konstatieren: Indem das Keramikstudio und der Ziegenhof das regionale Image Kohoutovs aufwerteten, definierten sie die Kriterien neu, nach denen sich die lokalen Akteure nach außen abgrenzen. Die heutige Akzeptanz des Keramikstudios, dessen Gründung zunächst als Verlust weiterer eigener Handlungsmöglichkeiten gelesen wurde, ist ein besonders prägnantes Beispiel dafür, dass auch bislang nicht lokal verankerte Initiativen Eingang in den Baukasten der ortsgelassenen Identität finden können, indem sie dazu beitragen, dass sich der Peripherisierungsgrad einer Gemeinde in der subjektiven Wahrnehmung verringert. Obgleich

64 Vgl. Haukanis, *Dramata* (wie Anm. 13).

sich an den strukturellen Merkmalen Kohoutovs nur wenig geändert hat – trotz leicht steigender Einwohnerzahl handelt es sich noch immer um ein dünnbesiedeltes, relativ zentrumsfernes Dorf – wurden diese zwei Jahrzehnte nach Ende des Sozialismus von der lokalen Bevölkerung weniger stark als Stigma empfunden als in der sozialistischen Epoche und den ersten Jahren im Postsozialismus.

Wäre es also verfehlt, von Kohoutov als einem prekären, perspektivlosen Ort zu sprechen, so erscheint seine Charakterisierung als ein ›postsozialistisches‹ Dorf weiterhin als zutreffend. Wie gezeigt werden konnte, sind die Spielräume, Bewältigungsinstrumente und Bewertungsmaßstäbe der lokalen Akteure von der sozialistischen Zeit und den ersten Jahren danach geprägt. Erfahrungen und Entwicklungen in diesen Zeiträumen schufen Deutungen und Bedürfnisse, die noch heute darüber entscheiden, wie unternehmerische Initiativen interpretiert und angenommen werden.

Die Gestalt, Deutung und Funktionslogik des lokalen Arbeitens in Kohoutovs legt nahe, dass ›Maßnahmen‹ für die ›Entwicklung‹ peripherisierter Räume dann besonders nachhaltige Wirkungen erzielen können, wenn sie anschlussfähig für lokale Interessen sind oder an vorhandene Identifikationsmuster und soziale Praxen anknüpfen. Insofern ist die Wirkung und Akzeptanz innovativer Projektideen in hohem Maße von den Gegebenheiten des Zielraumes abhängig. Sie dürfte sich auch dann von Dorf zu Dorf unterschiedlich gestalten, wenn sich die ›strukturelle‹ Gestalt der Räume ähnelt. Fördermaßnahmen sollten daher die historisch entstandenen Rahmenbedingungen und lokalen Logiken der zu unterstützenden Orte beachten und sensibel für die ›weichen‹ Effekte von Initiativen sein. Dies bedeutet auch, ein möglichst breites Spektrum lokaler Akteure nicht nur symbolisch, sondern systematisch und über den gesamten Planungszeitraum an den Entscheidungsprozessen zu beteiligen. Dies setzt die Bereitschaft voraus, mitunter eigenwillige und ökonomisch nicht rational erscheinende Prioritäten lokaler Akteure anzuerkennen, statt deren Handlungsoptionen zu begrenzen, indem Förderbereiche kategorisiert und voneinander getrennt werden, eine Kompatibilität der lokalen Zielstellungen mit überregionalen Strategien erwartet wird und der Erfolg eines Projektes an ›objektiv‹ messbaren ›strukturellen‹ Effekten wie der Zahl neuer Arbeitsplätze oder der neu asphaltierten Kilometer Straße festgemacht wird.